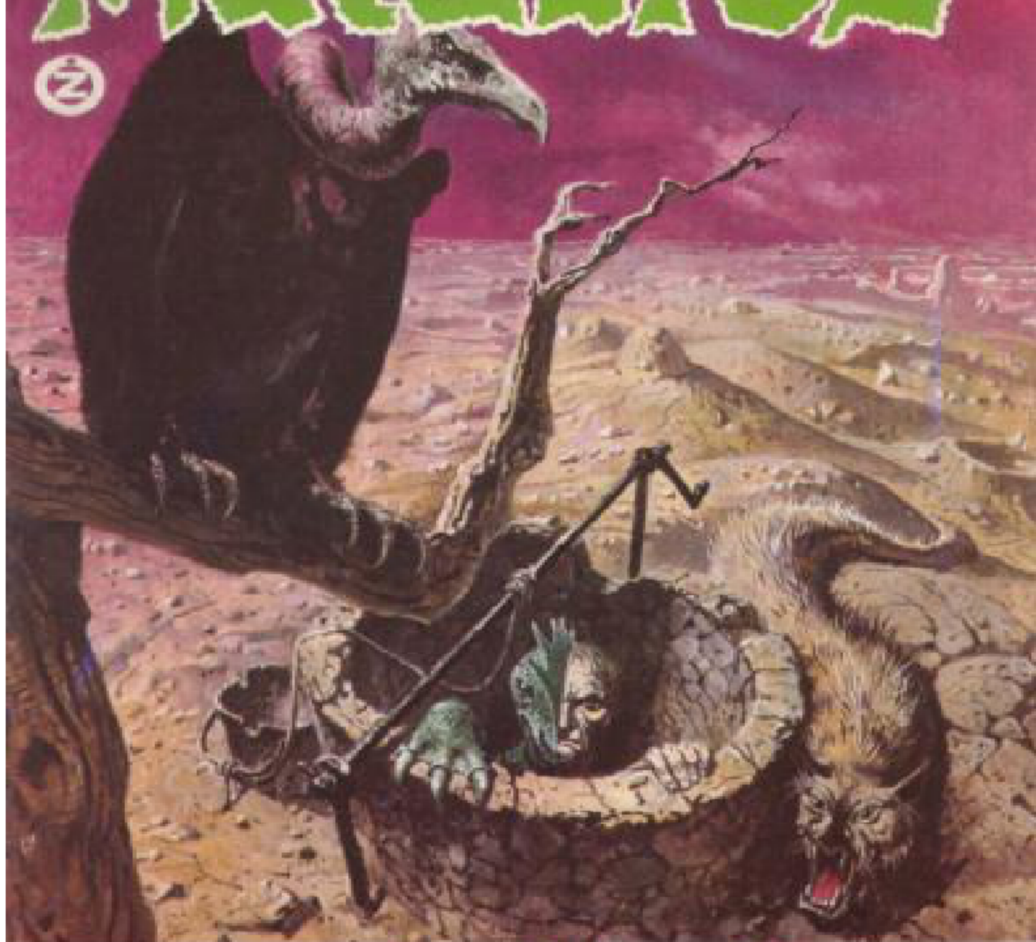
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 31

DM 1,20

Österr. S 9; Schweiz Fr. 1.30
Schweden Kr. 2.50 incl. oms
Italien L 250; Spanien Pts 38
Printed in Germany

der Schreckliche aus dem Totenbrunnen



Nr. 31

Der Schreckliche aus dem Totenbrunnen

(Xantilon-Zyklus Teil 6)

„Es gibt keinen Zweifel: Er muß den Verstand verloren haben“, wisperte Heinz Marstner und schüttelte den Kopf. „Eine solche Stellung einfach aufgeben! Von heute auf morgen kündigen! Und das um diese Zeit!“

Die Frau, zu der er das sagte, trug ein dunkles Abendkleid mit einem raffinierten Ausschnitt. Sie war groß und dunkelhaarig, und ihre Haut hatte eine gesunde Bräune. Diese Frau war niemand anders als Sonja Wilken.

„Sonja“, fuhr Marstner fort. „Sie sind schon so lange mit ihm befreundet. Können Sie ihn nicht von dieser verrückten Idee abbringen?“

„Ich fürchte, dazu ist es zu spät“, bemerkte die dunkelhaarige Schöne und drehte ernst das Champagnerglas zwischen den schlanken Fingern, an denen zwei prächtige Diamantringe blitzten. Sonja Wilken war Inhaberin zweier großer Boutiquen in der Innenstadt von München. Beide Geschäfte gingen sehr gut.

Das Gespräch fand ebenfalls in München statt, im „Esplanade“, einem der großen Hotels, in das Kay Olsen zum Abschied geladen hatte. Und um Kay Olsen, den ersten Ingenieur einer großen Elektronikfirma, drehte sich das Gespräch.

„Wissen Sie, Heinz, Kay hatte schon immer mehr als eine Liebe. Erst kam sein Hobby, und dann kam ich. Es ist mir nie gelungen, die Reihenfolge zu ändern.“

Marstner kratzte sich im Nacken. „Dabei habe ich ihn immer als einen vernünftigen und realistischen Menschen eingeschätzt.“

„Er ist vernünftig und realistisch, auf seine Weise. Aber er ist eben ein besonderer Mensch. Er kann stundenlang über sein Hobby plaudern und entwickelt dabei ständig neue Ideen und Vorstellungen, daß man erstaunt darüber ist, über welche Phantasie er verfügt.“

„Ich habe mal gehört, daß er schon als junger Student mehrere Fahrten auf eigene Faust nach Mexiko unternommen hat und sogar einige Wochen lang verschollen war. Niemand wußte, wo er steckte.“

„Richtig. Die Spur verlor sich in Chichen Itza. Kay genügte es nicht, nur die Stätten zu besuchen, wo der allgemeine Touristenrummel sich abspielt. Er verschwand im Dschungel. Kay ist der Meinung, daß gerade der Dschungel noch viele Geheimnisse birgt, daß dort weit mehr verborgen liegt, als man bisher ausgegraben hat. Er hat damals in der Tat Spuren und Mauerreste gefunden, die auf unbekannte Tempel und Wohnstätten hinwiesen. Aber das sage ich Ihnen im Vertrauen, Heinz: Kay hat nach seinem vierzehntägigen Abstecher in den Urwald mit niemand sonst darüber gesprochen außer mit mir. In der Folgezeit verbrachte er jeden Urlaub in Mexiko, um seine Kenntnisse über die alten Kulturen der Mayas und Azteken zu erweitern. Sein Haus gleicht einem Museum. Noch ehe er mich

kennenlernte, lud er schon niemand mehr nach dort ein. Jedes Wochenende fuhr er in den Bayrischen Wald, um in aller Ruhe und Abgeschiedenheit seinen Forschungen nachzugehen.“

Marstner kaute auf seiner Unterlippe. „Er ist schon ein komischer Kauz. Dabei macht er einen ganz normalen Eindruck. Und doch: irgend etwas stimmt nicht mit ihm. Er ist besessen.“

Die Art und Weise, wie er das sagte, ließ Sonja Wilken zusammenzucken.

Sie wollte noch etwas sagen, aber Marstner fuhr schon fort: „Ich glaube, er hat uns beobachtet… er kommt auf uns zu. Reden wir von etwas anderem, Sonja…“

*

„Na, ihr beiden?“ fragte Kay Olsen fröhlich, und man merkte ihm an, daß er schon einige Gläser Champagner getrunken hatte. Olsen war groß und sah gut aus. Sein dunkles Haar war kurz geschnitten. Der Ingenieur stammte aus Berlin, was er durch seine Sprache auch nicht verleugnete, obwohl er seit seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr in München weilte. Das lag immerhin schon vierzehn Jahre zurück. „Ich nehme an, ihr sprecht über mich? Hoffentlich nur Gutes?“

Er legte seinen Arm um die Schultern der elf Jahre jüngeren Boutique-Inhaberin, die sich an ihn lehnte.

Marstner, einen Kopf kleiner als Olsen, leerte sein Glas. „Du bist ein Glückspilz“, sagte er.

„Ja, das bin ich. Ich bin frei. Einmal mußte ich diesen Schritt gehen.“

„Das meinte ich nicht“, widersprach der Kollege. „Hier – du hast Sonja. Eine der schönsten Frauen Münchens gehört dir, und du läßt sie einfach im Stich. Moskitos und Schlangen, Lianen und alte, morsche Gemäuer gehen dir vor. Da schalte ich ab, das kapiere ich einfach nicht. Und noch etwas kommt hinzu: du gibst deinen Beruf auf.“

„Ich muß ihn aufgeben.“

„Warum?“

„Er engt mich ein. Ich bin nicht frei genug.“

Marstner schüttelte sich und schloß die Augen. „Sag’ das noch mal!“

„Ja, ich bin nicht frei genug.“

„Jedem anderen, der das sagte, würde ich das abnehmen. Du – Kay – bist nicht frei? Du reist auf Kosten der Firma durch die ganze Welt. Du bist schon in Südamerika und Ägypten gewesen, es gibt keine Stadt in Spanien, in der du nicht auf einer Vortragsreise gewesen bist. Du hast monatelang in Madrid und Barcelona, in San Sebastian und

Malaga gelebt."

„Eben. Genau das ist es. Ich bin in den letzten drei Jahren nur ein einziges Mal in Mexiko gewesen. Während meines Urlaubs. Vier Wochen sind zu wenig, um das durchzuführen, was mir vorschwebt. Ich brauche mindestens ein Jahr, vielleicht sogar zwei. Ich habe in den letzten drei Jahren jeden Pfennig auf die Seite gelegt. Es ist genug zusammengekommen, um die Expedition auszurichten und sich für mindestens zwei Jahre über Wasser zu halten. Im Urwald brauche ich nicht viel. Meine Wohnung hier in München habe ich aufgegeben, die Möbel verkauft. Das Haus im Bayrischen Wald werde ich behalten. Es ist mehr eine Werkstatt, ein Studio, denn ein Wohnhaus. Die Räume sind vollgepfropft mit kulturhistorischen Gegenständen, mit Masken und Pergamenten, mit Nachbildungen echter und falscher Götter, mit Büchern und Kunstgegenständen anderer Völker, die nur für jemand Bedeutung haben, der sich für diese Dinge interessiert. Außer einem Kleiderschrank, einem Bett, einem Stuhl und einer Einbauküche steht dort sonst nichts an Einrichtungsgegenständen. Ich habe bereits jemand beauftragt, der hin und wieder nach dem Rechten sieht. Schließlich habe ich die Absicht, spätestens in zwei Jahren zurückzukommen."

„Das ist schon etwas", preßte Marstner hervor, und er konnte nicht verhindern, daß seine Stimme einen leichten spöttischen Ausdruck annahm. „Ich nehme an, du erwartest, daß auch Sonja in zwei Jahren dich noch mit offenen Armen aufnimmt."

Aus dem unterschwelligen Spott wurde Angriffslust. Der reichlich genossene Alkohol an diesem Abend veränderte Marstners Reaktionen.

Sonja zuckte zusammen, als sie merkte, wohin die Dinge sich entwickelten. Aber Kay Olsen war die Ruhe selbst. Er hätte die Bemerkung Marstners leicht als Beleidigung auffassen können, aber er ging mit großartiger Laune über die Worte hinweg.

„Ich kann das nicht erwarten, Heinz. Ich hoffe es. Aber die Entscheidung liegt bei Sonja."

Marstner fuhr sich durch die Haare und schenkte sich kurzerhand sein Glas erneut voll. „Du riskierst verdammt viel. Ich denke, du liebst sie?"

„Ja, sehr."

„Und doch verschwindest du einfach für zwei Jahre…"

„Ja. Weil es etwas gibt, das ich ebenfalls liebe. Man kann mehrere Sachen gleichzeitig mögen. Ich kann Sonja nur bitten, mich zu verstehen – aber ich kann sie nicht dazu zwingen."

„Was reizt dich eigentlich an diesem alten Kram?" fragte Heinz Marstner herausfordernd.

„Das Geheimnisvolle, Unbekannte, Unerforschte", erwiderte Olsen mit leiser Stimme, und seine Augen begannen zu glänzen. „Schon als

Junge interessierte mich das Leben der Wikinger, das Leben der Menschen im alten Babylon, die hohe Staatskunst der Griechen ebenso wie die der noch älteren Völker der Azteken und Mayas, von denen heute noch kein Forscher mit Bestimmtheit anzugeben weiß, woher sie kamen. Sagenumwoben ist das Rätsel ihrer Herkunft. Sie tauchten im Hochland von Mexiko auf, brachten ihre Götter und Dämonen mit und bauten ein Reich auf, das seinesgleichen sucht. Viel Geheimnisvolles ereignete sich in jenen Tagen. Ihre Götter waren blutrünstig wie keine anderen, die man zum Vergleich heranzieht. Ihre Grausamkeit Feinden und dem eigenen Volk gegenüber ist unverwechselbar und unheimlich. Wer waren diese Handvoll Einwanderer, denen man nachsagt, sie seien aus dem fernen Aztlan gekommen? Was ist: Aztlan? Versteckt sich vielleicht hinter diesem Begriff das sagenumwobene – Atlantis? In Sagen und Legenden findet du einige Anhaltspunkte, aber nicht mehr. Die Forschung ist von einem bestimmten Punkt an nicht weitergekommen. Was für eine Bedeutung haben die seltsamen Brunnen, in die Priester junge unschuldige Mädchen warfen. Man hat Reste dieser Brunnen in der Tat gefunden. Man hielt sie einfach für Opferstätten. Aber reicht das aus? Hatten sie vielleicht nicht eine größere Bedeutung?“

„Was für eine Bedeutung sollen sie sonst gehabt haben? Ich sehe keinen Grund, etwas anderes darin zu suchen. Opferstätte – das leuchtet doch ein!“

„Eine Opferstätte besonderer Art, denn außer diesen Brunnen hatten die Mayas und Azteken noch ihre Opferaltäre und Tempel und den furchtbaren Blutgott Huitziopochtli. Ein Forscherteam hat nach langer Suche einen solchen Brunnen gefunden, und es ist sogar gelungen, auf den Grund des Brunnens vorzudringen. Was denkst du, was man gefunden hat?“

Marstner lachte. „Da braucht man keine Schlaukopf zu sein, um das herauszufinden. Bergeweise alte, spinnwebdurchsetzte Skelette wahrscheinlich.“

„Der Schluß liegt auf der Hand, richtig, wenn man bedenkt, daß Hunderte, ja Tausende blutjunger ausgesuchter Mädchen von Priestern in die Tiefe gestürzt wurden. Aber dem war nicht so! Der Brunnen war leer… Keine Knochenreste, nichts, Heinz. Und hier fängt schon eines der Geheimnisse an…“

*

Marstner winkte ab. „Wieviel Jahrhunderte sind seitdem vergangen? Vielleicht haben Angehörige die Leichen nachts entfernt – oder die Priester haben irgend etwas damit gemacht, von dem wir Heutigen nichts mehr wissen?“

„Nun, das ist eine Möglichkeit, aber ziemlich unwahrscheinlich. – Ich denke da anders, und ich hoffe, das Geheimnis zu lösen. Ich habe festgestellt, daß die Brunnen in einer ganz bestimmten Form und offenbar auch in ganz bestimmter Entfernung zueinander errichtet wurden. Der Lauf der Gestirne muß etwas damit zu tun haben. Die Mayas und Azteken waren hervorragende Kenner kosmischer Zusammenhänge, sie besaßen schon Kalender, die an Genauigkeit unseren heutigen in nichts nachstanden. Aber ich will euch hier keinen Vortrag halten über meine Kenntnisse und Vermutungen. Dieser Abend soll eine Abschiedsparty sein. Trinkt, eßt, tanzt und seid fröhlich! Morgen beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens. Noch eine Woche werde ich in meinem Haus im Bayrischen Wald verbringen und die letzten Vorbereitungen treffen, und dann geht es los, und niemand mehr kann mich davon abhalten. Ich glaube, ich habe eine Stelle errechnet, wo sich ein weiterer Brunnen befindet. Es gibt darüber keinerlei Unterlagen, keine Hinweise. Irgendwo mitten im Urwald existiert dieser Brunnen, und niemand weiß davon. Ich will ihn finden, ich muß ihn finden…“ Kay Olsen geriet ins Schwärmen.

„Und du hast überhaupt keine Angst?“ fragte Marstner unvermittelt, und seine Frage schien überhaupt nicht der momentanen Situation zu entsprechen.

„Angst – vor wem?“

„Ich habe mal gelesen, daß die Götter und Dämonen ein ganz besonderes Verhältnis zu jenen Völkern hatten, und daß diejenigen, die die Geheimnisse ergründen wollten, oft nicht zurückkehrten. Es kam zu seltsamen, rätselhaften Krankheits-, Todes- und Unglücksfällen. Man konnte es angeblich nie klären. Vielleicht machte man es sich dort auch leicht, um die Verschollenen, die sich irgendwo im Dschungel verirrt hatten, nicht erst lange suchen zu müssen. Aber gesetzt den Fall, es ist nur ein wahres Wort an den Berichten…“

„Dann wäre das ein Grund, Angst zu haben, Heinz. Und es mag merkwürdig klingen: ich habe tatsächlich ein bißchen Angst! Denn es stimmt in der Tat: alle – ob ausgebildete Wissenschaftler oder Privatforscher wie ich einer bin – die drauf und dran waren, einen großen Schritt weiterzukommen, dem Geheimnis der Mythen ein Stück zu entreißen – kehrten nie wieder zurück und man hat über ihr Schicksal nie etwas erfahren!“

*

Die Nacht wurde lang. Kay Olsen sprach mit jedem. Viele wünschten ihm Glück, andere wieder verhielten sich wie Marstner und konnten nicht verstehen, wie er als erfolgreicher Mitarbeiter einer großen Firma so leichtsinnig sein konnte und alles aufs Spiel setzte.

Marstner sprach ebenfalls in dieser Nacht mit vielen Bekannten und mit Freunden, und er versuchte einige aufzuhetzen, Kay von seiner Absicht abzubringen.

Man fand dies verwunderlich und merkwürdig, aber man nahm es ihm nicht übel. Marstner hatte mehr getrunken, als es sonst seine Art war.

„Er wird kein Glück haben“, konnte er sich einmal nicht verkneifen, Sonja Wilken gegenüber zu äußern. Man sah ihm den reichlich genossenen Alkohol an. Seine Augen waren gerötet und zu schmalen Schlitzen zusammengepreßt, das Haar hing ihm wirr in die Stirn. „Mit solchen Dingen soll man sich nicht einlassen. Vielleicht verschlingt ihn der Urwald – und kein Mensch wird dann wissen, wo er geblieben ist…“

Er stand gegen einen Durchlaß gelehnt und verfolgte das Treiben der lustigen Gesellschaft, und manchmal nagte er an seiner Unterlippe und spielte gedankenverloren mit seinen Fingern.

Heinz Marstner machte sich mit seinem alkoholumnebelten Gehirn Gedanken darüber, was man wohl anstellen könne, Kay Olsen, der so selbstsicher auftrat, der das Leben so leicht nahm, einen ordentlichen Schrecken einzujagen. In seinem Hirn entwickelte sich ein Plan, und zu diesem Zeitpunkt konnte Marstner nicht ahnen, welche schrecklichen Folgen sein merkwürdiges Spiel haben sollte.

*

Die letzten Gäste gingen im Morgengrauen. Als Gastgeber verschwand Kay Olsen jedoch schon bedeutend früher. Gegen zwei Uhr in der Nacht verließ er das Hotel. Er verbrachte die Stunden bis zum nächsten Vormittag in der Apartmentwohnung seiner Freundin Sonja. Seine eigene Stadtwohnung war bereits leer.

Beim Frühstück und beim Mittagessen sprachen sie noch über eine gemeinsame Zukunft, und Sonja war überzeugt davon, daß Kay dieses letzte große Abenteuer noch erleben mußte, daß, es für ihn so etwas wie ein Abschied von einem Jugendtraum war. Er schien in der Tat auf eine bemerkenswerte Entdeckung gestoßen zu sein, auf die er nicht in Einzelheiten einging.

„Wenn ich den Brunnen finde, wird es eine Sensation sein und die Fachwelt wird Kopf stehen“, sagte er verträumt. „Auf diesen Moment in meinem Leben habe ich stets gewartet. So wie mir muß es Heinrich Schliemann, dem Entdecker Trojas, zumute gewesen sein. Er las eine Geschichte, war fasziniert, und was tausend andere nicht sahen, war ihm vom ersten Augenblick an klar: Troja, die Stadt, in der das hölzerne Pferd eingeschmuggelt wurde, ging nicht auf die Phantasie eines Schriftstellers zurück – Troja hat es wirklich gegeben! Und

Schliemann hat gesucht… – Ich weiß um die Opferbrunnen, und ich bin nie davon abgekommen, daß es ihrer mehrere gab, die eine besondere Bedeutung hatten, daß man diese besonderen Stellen jedoch niemals gefunden hat. Aus einem bestimmten Grund wahrscheinlich: diese Orte waren geheimgehalten und im sechzehnten Jahrhundert, als die Spanier im Hochtal von Mexiko eindrangen und die Ureinwohner niedermetzelten, vor neugierigen Blicken versteckt worden, um die letzten großen Geheimnisse einer ebenso geheimnisvollen Rasse zu schützen. Das Wie und Warum blieb ungeklärt. Ich aber will es klären! Lebe wohl, Sonja! Ich bin sicher, daß wir uns wiedersehen, daß alles glattgehen wird. Du wirst regelmäßig von mir hören, so lange ich Gelegenheit habe, dir zu schreiben und ein Briefkasten in der Nähe ist, der meine Nachrichten an dich aufnimmt. Ich liebe dich, ich würde dich gern mitnehmen, und ich weiß, du würdest bereit sein, hier alles aufzugeben, aber…“

Kay Olsen schwieg.

„Was für ein >Aber< hindert dich daran, mir diesen Vorschlag zu machen, Kay?“

„Es ist nicht ganz ungefährlich. Für dich noch weniger als für mich. Was Heinz in der letzten Nacht andeutete, woran er sich erinnerte, es mal gelesen zu haben, stimmt! Es gab viele vor mir, die versucht haben, das wahre Geheimnis der Mayas und Azteken zu finden und sie sind alle daran gescheitert. Die Todes- und Unglücksfälle sind zahlreich. Was ich unternehme, ist nicht ganz ungefährlich, denn Kräfte und Mächte spielen dabei eine Rolle, von denen wir Heutigen keine Ahnung mehr haben, und die wir in das Reich der Sagen und Märchen abtun.“

Sonja Wilken blickte ihm tief in die Augen. „Was willst du damit sagen, Kay?“ fragte sie rauh.

„Ich will damit sagen, daß die schrecklichen Götter und Geschöpfe, die in der Mythologie der Mayas und Azteken vorkommen, tatsächlich mal existiert haben. Hier oder anderswo. Und daß die Brunnen eine Antwort darauf geben können – denn sie sind nichts anderes als Tore in jenes geheimnisvolle Reich einer anderen Welt. Vielleicht eines anderen Raums und einer anderen Zeit – wer weiß?“

*

Er fuhr einen Mercedes, 250 SE, silbergrau, und Sonja Wilken sah dem Fahrzeug nach, wie es im Verkehrsgewühl untertauchte.

Kay Olsen verließ seine vertraute Umgebung.

Als er die Stadtgrenze hinter sich hatte, erfüllte ihn ein Gefühl unendlicher Freiheit und Glückseligkeit. Von jetzt an würde er ein ganz anderes Leben führen. Er konnte sich endlich so intensiv seinen

Forschungen widmen, wie sie das verdienten.

Noch eine Woche voller Vorbereitungen hatte er, dann folgte der Abflug, den er geheim hielt, um nicht von Freunden und ehemaligen Mitarbeitern noch belästigt zu werden. Er wollte ganz für sich sein, mußte ganz für sich sein und wollte an nichts mehr anderes denken als an sein Unternehmen, das die Mythen und Legenden der alten Kulturvölker bestätigen und manches arrogant geschriebene Werk eines sogenannten >ernsthaften< Wissenschaftlers und Geschichtsschreibers für null und nichtig erklären würde.

Diese und zahlreiche andere Gedanken gingen ihm durch den Kopf und beschäftigten ihn auch noch, als er bereits in seinem Haus im Bayrischen Wald weilte und der Abend sich über die bewaldeten Hügel senkte.

Kay Olsen dachte an die Gegenwart und an die Vergangenheit, und er ahnte in diesen Sekunden nicht, daß gerade die Vergangenheit für sein Leben größere Bedeutung gewinnen sollte, als die Gegenwart sie hatte.

Raum und Zeit sind unerklärbar, und viele Räume und Zeitebenen bestehen gleichzeitig, über- und nebeneinander.

Daß die Gegenwart, die seine Eigenzeit bedeutete, gleichzeitig mit der Vergangenheit ablief, daß die Zeit relativ war und sich vergangene Ereignisse in diesem Augenblick ebenso abspielten wie zukünftige in einem anderen Zeitraum, das konnte er noch denken und begreifen.

Daß sein Wirken von Bedeutung sein sollte für Menschen, die in diesem Moment in einer anderen Zeit gefangen waren, ahnte er allerdings nicht.

In der gleichen Zeit, als er in alten Büchern blätterte, als er gekennzeichnete Stellen herausschrieb und noch mal peinlich genaue Berechnungen durchführte, kämpfte ein Mensch des 20. Jahrhunderts um sein Leben, machte er Ängste und Zweifel durch und hoffte, den Weg in die Gegenwart wieder zu finden.

Dieser Mann war ein Inder. Er hieß Rani Mahay und war durch eine Zirkusnummer in der ganzen Welt bekanntgeworden. Mit bloßem Willen hatte er ungezähmte Raubkatzen bezwungen.

*

Nacht.

Unendliche Stille lag über der Landschaft. Einer sonderbaren Landschaft, die daran erinnerte, daß zu einer anderen Zeit auf einem anderen Kontinent, einmal Bedingungen herrschten, die in der Gegenwart nicht wiederholbar und oft auch nicht vorstellbar waren.

Das war die Insel Xantilon, zu einem Zeitpunkt, als dämonische Mächte beschlossen hatten, die Ursprungsinsel und den von den

Göttern besonders geliebten Ort dem Verderben preiszugeben.

Ein Mann, der mit ernstem Gesicht hinter dichtem wirren Buschwerk hockte und auf das hügelige Tal hinunterblickte, wußte das alles, obwohl er nicht von dieser Welt war.

Der massige Mensch mit dem auffallenden, kahlen Schädel, den klugen, dunklen Augen und einer Haut, deren Farbton an dunkle Bronze erinnerte, stammte nicht von dieser Welt und gehörte nicht in diese Zeit. Ein unvergleichbares Schicksal zwang ihn hier auf diese Welt. Er war von den Freunden getrennt worden, nachdem ein den bösen Mächten dienender Magier sie in einen Hinterhalt gelockt hatte.

Der kräftige Mann mit den braunen, muskulösen Schultern atmete tief durch. Er wußte schon nicht mehr, wie lange er in dieser fremden Zeit weilte, wie lange er auf dieser Insel war, die von Erdbeben geschüttelt wurde. Durch ein solches Beben war er von Björn Hellmark, Pepe und Arson, dem Mann mit der Silberhaut, getrennt worden.

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, schloß die Augen und preßte die heiße Stirn gegen die harte Erde, und Trauer überfiel ihn.

Was war aus den Freunden geworden?

Er wußte nichts über deren Schicksal. Waren sie tot? Hatte die aufgewühlte Erde sie verschlungen? Alles wies darauf hin. Und doch – er konnte einfach nicht daran glauben, daß in jener unheimlichen Minute, als die Naturkatastrophe sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel überfiel, alles zu Ende gegangen sein könnte.

Er war auf wunderbare Weise davongekommen. Nach einer Ohnmacht, deren Länge er nicht abzuschätzen vermochte, wachte er wieder auf und fand sich allein in einer verwilderten Landschaft. Er suchte die nähere Umgebung nach den Begleitern ab, ohne auf nennenswerte Spuren zu stoßen.

Dann begann sein Irrweg durch ein Land und eine Zeit, die er nur vom Hörensagen kannte.

Er wußte, daß sich hier etwas Besonderes abspielte, etwas, das von allergrößter Bedeutung auch für die Welt und die Zeit war, aus der er kam. Hier in der fernen Vergangenheit prallten Kräfte aufeinander, von denen in legendären Erzählungen und Sagen zu einem späteren Zeitpunkt berichtet werden sollte.

Was durch mündliche Überlieferung aus allen Teilen der Welt weitergereicht wurde, verlor im Lauf der Jahrtausende an Glaubwürdigkeit, wurde ausgeschmückt, es wurde hinzugefügt und weggelassen, und so kam es, daß Menschen, die sich für aufgeklärt hielten, die es geschafft hatten, eine ungeheure Technik in den Griff zu bekommen, den Mond zu betreten, diese Überlieferungen für Märchen hielten.

Die sogenannte >moderne< Zeit hatte keinen Raum für Hexen

und Feen, Magier und Zauberwesen, Geister und Dämonen oder schwertschwingende Helden, die durch eine sagenhafte Vorzeit streuten, den Kampf mit Ungeheuern und Drachen aufnahmen und Dämonen, Tod und Teufel nicht fürchteten.

Was als Sage, Legende und Märchen heute weitergereicht wurde, enthielt mehr Wahrheitsgehalt, als manch einer ahnte.

Es gab schon mal ein Reich – sogar deren mehrere. Das sagenhafte Atlantis, das die Gemüter aller Zeiten beschäftigte, existierte ebenso wie das geheimnisvolle Drachenreich Mu und die Insel der Götter, Xantilon. Für ihn, Mahay, gab es darin nicht mehr den geringsten Zweifel. Am eigenen Leib bekam er Xantilons Existenz zu spüren.

Die Bewohner dieser Insel verfügten vor dem Angriff der Dämonen über eine weltumfassende Technik, die von einem Tag zum anderen verschwand, als wäre sie nur Teufelsspuk und Blendwerk gewesen. Und Berichte über Atlantis hatten dem Inder zur Kenntnis gebracht, daß auch die Atlantiden über ungeheures technisches Wissen verfügten, daß sie den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hatten, als die Mächte der Finsternis über das Land herfielen und Millionen beim Untergang dieser hochstehenden Kultur den Tod fanden. Es gab Berichte darüber, daß auf Atlantis bereits die Atomtechnik und die Lasertechnik entwickelt war, was niemand für ernst nehmen wollte.

Entwicklungen verliefen oft unter gleichen Voraussetzungen. Parallelen taten sich auf.

Die bösen Mächte, die Feinde des Lebens, existierten seit Anbeginn der Welt, seitdem sie sich von den Gesetzen der Schöpfung losrissen. Seit jener Zeit hatten sie nur eins im Sinn: die Welten zu beherrschen, das ganze Universum, und zu verhindern, daß der Mensch seine von Gott gegebene Bestimmung erfüllte. Immer neue Künste der Verführung und Verblendung hatten sich die Diener Satans und seines höchsten Fürsten, Molochos, einfallen lassen, um Menschen zu manipulieren und sie auf ihre Seite zu ziehen.

Die Wahrscheinlichkeit, daß man die Verführer und Feinde kannte, die sich so hervorragend zu tarnen wußten, war von Generation zu Generation geringer geworden. Die Menschen vergaßen, was vor Jahrhunderten und Jahrtausenden geschah, und sie stritten den Wahrheitsgehalt bestimmter Überlieferungen einfach ab. Sie wußten nichts mehr von den Ereignissen auf Atlantis und Xantilon und glaubten nicht mehr daran, daß hochtechnisierte Kulturen in einer von der Gegenwart aus gesehenen fernen Zeit schon mal existierten. Sie glaubten vielmehr daran, daß die Entwicklung, die die Menschheit jetzt erreicht hatte, erst im letzten Jahrhundert so sprunghaft vonstatten gegangen war.

Rani Mahay wußte es anders.

Die Mächte, die seinerzeit Atlantis in den Fluten versinken ließen

und auch den Untergang Xantilons vorbereiteten, waren in der Gegenwart, in der Eigenzeit, aus der er kam, nämlich im Jahr 1974, ebenso aktiv wie hier in der Vergangenheit.

1974 war ein bemerkenswertes Jahr. Zum ersten Mal traten die Geister zum offenen Kampf an und schufen sich wieder Diener und dienstbare, willenlose Menschen, die oft ohne eigenes Verschulden in die Abhängigkeit der Mächte der Finsternis gerieten. Was die kommenden Wochen und Monate, Jahre oder Jahrzehnte brachten, war noch nicht abzusehen.

Die Menschheit stand wieder mal an der Schwelle. Geschickt hatten Satan und seine Geister menschliche Eitelkeit, Forscherdrang, Entdeckerfreude und andere Eigenschaften ausgenutzt, einen großen Plan vorzubereiten. Der gewaltige technische Fortschritt der letzten Jahre – war er wirklich reines Menschenwerk oder steckten andere Geschöpfe dahinter, für die die Menschen den Sinn und den Blick verloren hatten?

Bomben und Raketen, immer schneller werdende Flugzeuge, die überhitzte Produktion in allen Teilen der Welt, noch mehr Gebrauchsgüter herzustellen – hatte das die Menschen wirklich glücklich und freier gemacht? Waren in Wirklichkeit nicht trotz des zunehmenden Reichtums die Probleme größer geworden? Luft- und Wasserverschmutzung, eine Umwelt, die sich nicht mehr regenerieren konnte, eine Welt, in der es über kurz oder lang zu einem Zusammenbruch kommen mußte, war doch nicht mehr menschenwürdig!

Die Statistik wies noch mehr aus: zunehmende Selbstmordraten, Taten Verzweifelter, die nicht mehr ein noch aus wußten. Das Leben in einer hochtechnisierten Welt brachte mehr Zwang, mehr Unruhe, mehr Hektik, als der Mensch ertragen konnte. Aber er merkte es nicht!

Wie die Bilder sich glichen!

Atlantis war nur ein Beispiel dafür. Eine Warnung! Aber diese Warnung existierte nicht mehr für die Menschen die an der Schwelle des 21. Jahrhunderts standen, die überheblich geworden waren und nur noch das glaubten, was sie greifen, messen, wiegen und sehen konnten. Und darin lag die Chance für Molochos und seine Schergen.

Sie nutzten die Ahnungslosigkeit, die sie selbst geschaffen hatten. Und nur wenige Außenseiter erkannten die Zeichen der Zeit. Sie versuchten auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Gemeinsam konnte man sie besiegen. Aber die es anging, hatten taube Ohren. Die warnten und waren als Spinner verschrien. Sie ernteten nicht selten Hohn und Spott.

Das alles ging dem Inder durch den Kopf, der das vergangene Geschehen noch mal Revue passieren ließ.

Er war den ganzen Tag unterwegs gewesen, und doch fand er

wieder keinen Schlaf.

Unruhe erfüllte ihn, und die wurde von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht stärker. Je mehr Zeit verging, desto geringer erschien ihm die Wahrscheinlichkeit, daß er noch mal auf Björn oder Pepe oder Arson stieß. Offenbar hatte doch nur er die Katastrophe überstanden und irrte nun durch eine fremde Welt, von der er nur sehr wenig wußte und die seit dem Ansturm der Dämonenheere von Stunde zu Stunde unsicherer wurde. Er mußte ständig damit rechnen, daß das Chaos begann, daß die Insel in zwei Hälften zerbrach und vom Meer wie von einem Ungeheuer verschlungen wurde.

Rani wälzte sich auf die Seite. Unwillkürlich tastete er dabei nach dem Schwert, das neben ihm lag. Er hatte es während seiner Streifzüge durch die unwirkliche Landschaft der Insel einem toten Krieger abgenommen, der im Kampf mit den Dämonen gefallen war.

Zahlreiche Tote hatten seinen Weg gesäumt, und er hätte Hunderte, Tausende solcher Schwerter mitnehmen können. Mit dem Schwert und einem ebenfalls gefundenen Bogen und dazu passenden Pfeilen hatte er seinen Weg durch das gefährdete und gefährliche Xantilon fortgesetzt, und er war dabei auf Flüchtlinge gestoßen, die zum Meer strebten. Er hatte sich hin und wieder Fremden angeschlossen und war in Auseinandersetzungen mit Intriganten geraten, die mit den Dämonen paktierten, und die Flüchtlinge, die aus Orten und Städten kamen, in die Irre führten und an geheimen Stellen vernichteten.

Die Grausamkeit der Schergen, welche die Schwarzen Priester beschworen hatten, kannte keine Grenzen. Die Verwirrungen waren derart, daß die meisten gar nicht durchblickten, daß viele sich den Tod wünschten, um dem Grauen nicht begegnen zu müssen, das sich in dieser Welt manifestiert hatte.

„Hilllfeeee… Hilllfeee…“, hörte er die leise, weit entfernte Stimme.

Rani schüttelte sich leicht und riß die Augen auf.

Für einen Moment war es ihm, als ob er über dem Nachgrübeln eingenickt sei.

Er hielt den Atem an und lauschte.

Völlige Stille.

Er hatte geträumt.

Da war die Stimme wieder.

„Hillllfeeee!“ Sie klang durch das Tal und kehrte als Echo wieder. Da sprang Mahay auf wie von einer Peitsche getroffen.

Er starrte in die Dunkelheit. Dort unten – bestimmt mehr als eine Meile entfernt – spielte sich etwas ab.

Flügel rauschten, schrille Pfiffe erschollen, geisterhaftes Raunen und satanisches Wispern lagen plötzlich in der Luft.

Der Inder gab sich einen Ruck, durchbrach das Buschwerk, jagte

den bewaldeten Hügel hinab und lief in die Dunkelheit, sich nach den Geräuschen richtend.

Jemand befand sich in tödlicher Gefahr! Solche Schreie hatte er in der nahen Vergangenheit schon des öfteren gehört. Meistens war er zu spät gekommen. Dann hatten die Dämonen oder deren Helfershelfer schon ganze Arbeit verrichtet.

Äste und Zweige streiften sein Gesicht und verfingen sich in seinem Hemd, das sowieso nur noch in Fetzen an seinem Körper hing.

Rani Mahay bahnte sich seinen Weg durch das dichte Buschwerk, erreichte die steppenartige Ebene und sah verwaschen vor sich einen bizarren Schatten am Himmel, der sich pfeifend und schwirrend herabsenkte. Er nahm eine helle Gestalt wahr, die davon rannte, abwehrend die Hände nach oben streckte und gellend um Hilfe rief.

Lange, wehende Haare… Eine Frau… Blond und schlank.

Mahay warf sich nach vorn. Im Laufen schwang er das Schwert und begann zu schreien, um den geflügelten Dämon, der mit seinen Klauen nach der Fliehenden griff, auf sich aufmerksam zu machen.

Die Frau stieß mit dem Fuß gegen eine Bodenunebenheit, strauchelte und stürzte. Der Geflügelte rauschte über sie hinweg und verfehlte sie um Haaresbreite.

Blitzartig stieg der Unheimliche wieder empor und änderte seine Richtung. Seine mächtigen, gezackten Fledermausflügel peitschten die Luft, sein riesiger Echsenkopf ruckte herum, und die langen, glühenden Augen sprühten Blitze. Der Leib des gigantischen Lebewesens war eine eine einzige Phantasmagorie des Grauens. Das Wesen war ein Mittelding zwischen geflügelter Echse und Drachen, hatte den Rachen weit aufgerissen und setzte abermals zum Angriff auf die vor Angst und Entsetzen wie gelähmt auf dem Boden liegende junge Frau an.

Rani erkannte, daß der Weg zum Ort des Geschehens noch zu weit war, daß das Ungetüm zu schnell herabstieß, als daß er es hätte daran hindern können.

Pfeil und Bogen, schoß es ihm da durch den Kopf.

Er hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als er schon handelte.

Er ließ das Schwert kurzerhand fallen, riß den Bogen nach vorn, legte einen Pfeil ein und spannte die Sehne.

Surrend löste sich der Pfeil und jagte auf den herabstürzenden Geflügelten zu. Die Spitze bohrte sich eine Handbreit unter dem wulstigen Halsansatz in den harten Panzer. Das ungeheuer große Wesen warf den Kopf zurück, gab einen schrillen, erschreckten Pfiff von sich, und knatternd schlug die Luft unter den gezackten Flügeln zusammen.

Das teuflische Wesen schnellte herum, noch ehe Rani Mahays

zweiter Pfeil durch die Luft zischte und um Haaresbreite den Kopf des schweren, elefantengroßen Tieres verfehlte.

Das Geschöpf gab sich einen Ruck. Mit enormer Schnelligkeit jagte es auf den Inder zu.

Der gewaltige Schädel, der tonnenartige Körper und die Schwingen, die eine Spannweite von mindestens fünfzehn Metern hatten, füllten den Luftraum vor ihm und kamen ihm jetzt so dicht, daß er den düsteren Himmel nicht mehr wahrnahm.

Allerhöchste Gefahr!

Der Inder spurtete los. Jetzt wandte sich das fliegende Ungetüm ihm zu und ließ von dem Mädchen ab. Sein erstes Ziel war erreicht. Aber nun lag die Frage in der Luft, ob es ihm auch gelang, dieses Teufelswesen vollends zu besiegen.

War es ein vorsintflutliches Ungeheuer oder ein geflügelter, leibhaftiger Dämon, der durch die Wirren der Zeit aus einem jenseitigen Reich hergerufen worden war?

Er machte die Probe aufs Exempel.

Noch während er davonstürzte, riß, er mit der einen Hand einen schmutzigen, graubraunen Lappen aus seiner Hosentasche. Im Lauf versuchte er dieses Etwas, das entfernte Ähnlichkeit mit einer Strumpfmaske hatte, über den Kopf zu ziehen.

Es war die Dämonenmaske, die aus der Haut eines abtrünnigen Dämons gefertigt worden war und die Björn Hellmark in die Hände fiel.

Mit dieser Maske ließen sich die Dämonen zurückschlagen, in ihren Augen wurde sie zu etwas so Unaussprechlichem, daß sie ihren Geist aufgaben, sich in Dunst und Schwefeldämpfe auflösten und mit Heulen im Rachen der Hölle verschwanden.

Schon mehr als einmal hatte er sich mit dieser Maske im wahrsten Sinn des Wortes reine Luft verschafft. Doch diesmal gelang es nicht. Diesmal war er nicht schnell genug.

Die Maske berührte gerade seine Stirn, und deutlich war zu sehen, daß der knisternde, unansehnliche Stoff sich an dieser Stelle veränderte. Es schien, als würde der Stoff mit seiner Haut eine Verbindung eingehen. Der Ansatz seiner Stirn wurde weiß, ebenfalls seine Glatze, und die Haut nahm die Farbe eines bleichenden Knochen an. Doch er schaffte es nicht mehr, die Maske vollends über seinen Kopf zu ziehen. Es schien, als ahne das geflügelte Wesen, daß hier etwas vorbereitet wurde, das gegen ihn gerichtet war.

Die klauenartige Kralle des Ungetüms ratschte über Mahays Schädel hinweg. Die spitzen Krallen verfingen sich in dem Stoff der Maske. Geistesgegenwärtig noch warf der Inder sich herum und wollte die Maske mit aller Gewalt über sein Gesicht reißen.

Zu spät!

Der Geflügelte hielt sie in seiner Klaue, zerrte sie zurück und die andere Klaue, die im gleichen Augenblick ruckartig nach vorn stieß, traf den Inder im Nacken.

Mahay verlor den Halt. Schwer schlug er auf den steinigen Boden und rollte sich sofort auf die Seite.

Keine Dämonenmaske mehr, kein Schwert! Er war auf seine bloßen Hände angewiesen. Und damit kam er nicht weit.

Ehe er sich versah, stießen die krallenbewehrten Beine erneut nach ihm. Er spürte einen harten Schlag gegen die Brust. Dann wurde er schon empor gehoben.

Mahay schlug um sich. Seine Fäuste trommelten gegen den massiven Schuppenpanzer, und der unangenehme, stickige Atem des Wesens streifte ihn, als es seinen Echsenkopf herabsenkte und mit dem zähnebewehrten Schnabel nach ihm stieß.

Mahay sah, wie der Erdboden unter ihm zurückfiel.

Eben noch war er ihm so dicht, daß er ihn hätte mit Händen greifen können. Jetzt schwebte er schon einen Meter darüber hinweg, jetzt zwei. Ein ungeheuerer Luftstrom peitschte sein Gesicht, als das Riesenwesen seine Schwingen betätigte.

Mahay trommelte verzweifelt mit seinen Fäusten gegen die Beine und versuchte sich dem vergewaltigenden Zugriff zu entziehen.

Jetzt war noch Zeit, jetzt konnte er noch zu einem Erfolg kommen, jetzt konnte er noch abspringen, solange das Unwesen nicht weiter an Höhe gewann. Stieg es jedoch höher empor, schrumpften damit gleichzeitig seine Chancen. Wenn er aus großer Höhe herabfiel, würde das ernsthafte Folgen haben.

Er nahm die Dämonenmaske wahr, die wie ein winziger Fetzen zwischen den Klauen des echsenhaften Drachenvogels hing. Er beugte sich nach vorn, und der Schweiß perlte auf seiner Stirn. Wenn es ihm gelang, die Maske zu erreichen, dann… und er erreichte sie! Er berührte sie mit den Fingerspitzen und fühlte den rauhen Stoff. Weit nach vorn mußte er sich beugen. Unter sich erblickte er die öde Landschaft. Sie war nur zwei Meter von ihm entfernt, so daß er glaubte, sie mit Händen greifen zu können.

Die Maske! Er mußte die Maske wieder haben, dann würde plötzlich alles ganz einfach werden…

Er fühlte sie, aber er konnte sie nicht zu sich herüberziehen, um sie sich über den Kopf zu stülpen.

Der Dämonenvogel zog das eine Bein hinüber und spreizte die Krallen, als wisse er genau, worauf es dem Menschen ankomme, und ließ die Maske kurzerhand fallen.

Im gleichen Augenblick aber geschah noch mehr.

Mahay, der mit großer Anstrengung seinen Körper wegdrehte, um sich aus dem Zugriff zu befreien, fühlte den Ruck, der durch den

Riesenleib des Greifvogels ging. Die Krallen, die sich wie Zwingen um seinen Leib gespannt hatten, zuckten und lösten sich. Wie ein Stein flog der Inder nach unten und drehte sich blitzschnell seitlich, um nicht falsch aufzukommen.

Ein gellender Schrei dröhnte in seinen Ohren. Die schrecklichen Laute kamen aus der Tiefe der Kehle des Ungeheuers, das ihn aus einem unerfindlichen Grund losgelassen hatte und das durch die Luft taumelte.

Mahay kam mit beiden Beinen gleichzeitig auf, rollte sich ab, wirbelte herum und kam aus der Drehung heraus sofort wieder auf seine muskulösen Beine.

Was er sah, erinnerte ihn an einen Traum.

Nur eine Steinwurfweite von ihm entfernt befand sich ein Reiter. Er saß auf einem prachtvollen weißen Hengst und schwang sein Schwert. Die Waffe bohrte sich tief in den Hinterleib der bizarren Flugechse. Aber nicht durch einen Schwerthieb allein konnte man einen solch durchschlagenden Erfolg erzielen wie der Reiter. Der Geflügelte krächzte, daß die Luft erbebte, und mit heftigem Flügelschlagen versuchte er noch, sich aus der Gefahrenzone zu bringen.

Doch mit dem Schwert, das getroffen hatte, schien es seine besondere Bewandtnis zu haben.

Grünlich-gelbe Rauchwolken stiegen aus dem Leib der Echse, die fürchterlich schrie, deren gezackte Flügel mit urwelthafter Kraft um sich schlugen.

Dieses Schwert war wie ein Amulett, das einen Dämon verjagte, das ihm seine Kräfte raubte.

Gurgelnd und ächzend stürzte der geflügelte Dämon zu Boden. Mit einer Flügelspitze streifte er noch die Hüfte des Inders, der die Gefahr erkannte, ihr aber nicht mehr rechtzeitig ausweichen konnte. Messerscharf schnitt das hornartige Flügelende in sein Fleisch, und das Blut spritzte hervor.

Mit dumpfem Dröhnen schlug der Dämon zu Boden. Aus seinen Poren stiegen schwefelgelbe Dämpfe und verbreiteten einen ätzenden Geruch, daß Mahay glaubte, ihm würde die Luft abgestellt.

Er humpelte auf die Seite, und seine aufgerissene Hüfte brannte wie Feuer.

Der braungelbe Flugriese löste sich vor seinen Augen in ein wolkiges Gebilde auf, das sich nur langsam zersetzte. Durch die verwehenden Schleier nahm er den hochgewachsenen jungen Mann wahr, der wie ein Held der sagenhaften Vorzeit auf seinem Roß saß und langsam nähertrabte, das blitzende Schwert noch immer in der Hand hielt, als traue er dem Frieden nicht und rechne mit einem neuen Angriff.

„Björn“, murmelte Mahay benommen und wischte sich über die Augen, um die Schleier zu vertreiben. „Björn!“

Dieser Mann auf dem Pferd – das war doch niemand anders als sein Freund Björn Hellmark!

*

Der Reiter blieb auf halbem Weg stehen, schwang sich dann vom Pferd und kümmerte sich um das junge Mädchen, das in einer Erdmulde hinter einem flachen Hügel lag und vor Angst und Entsetzen nicht wagte sich zu rühren.

Der blonde Reiter sprach mit ihr, lächelte sie an, und sie erwiderte dieses Lächeln.

Langsam kam Mahay näher. Der Reiter blickte ihm entgegen.

Das Verhalten des Mannes, der mit einem Hieb seines magischen Schwertes das Ungetüm bezwungen hatte, befremdete ihn. Er verstand, daß das junge, von dem geflügelten Dämon gehetzte Mädchen, jetzt vorging, da Hellmark sich zuerst um sie kümmern mußte. Aber er verstand nicht, daß der Reiter sich ihm gegenüber so anders verhielt. Kein Ausdruck einer besonderen Freude. Sie sahen sich nach Wochen – oder waren schon ein paar Monate vergangen? – wieder, und nicht das geringste Zeichen einer Wiedersehensfreude war zu bemerken.

Der Mann war freundlich, aber es schien, als ob Mahay ein Fremder für ihn wäre.

„Ich kam gerade zur rechten Zeit“, sagte der Reiter, indem er sich erhob. Er sprach in einer fremden Sprache. Es war altxantilonisch. Sein Freund Björn beherrschte diese Sprache. Er hatte es erlebt, nachdem sie in dieser Zeit gestrandet waren. Durch Björn lernte er sehr viele Worte kennen, und die Tatsache, daß er sich seit Wochen auf eigene Faust durch das fremde, triste Land durchschlug, hatte mit dazu beigetragen, daß er noch viel dazu lernen konnte.

„Ich freue mich, daß ich Ihnen helfen konnte…“

Der Reiter sah sie beide an, erhob sich und war der schlanken blonden Frau ebenfalls auf die Beine behilflich. „Sie gehören sicher zusammen? Die Zeiten sind hart, da ist es nicht gut, allein zu wandern. Wohin wollt ihr?“

„Björn“, nahm Rani noch mal einen Anlauf. „Björn – erkennst du mich – nicht?“ Er bediente sich der englischen Sprache. Der Angesprochene sah ihn verwirrt an, verstand ihn offensichtlich nicht. Da wiederholte er das Gesagte in der Sprache, die hier gebräuchlich war.

„Björn? Warum nennen Sie mich Björn?“ Der Krieger richtete sich zu voller Größe auf. In seinen blauen Augen blitzte es. Dieser

energische Mund, der Schwung der Augenbrauen, die kühne, gerade Nase, die Linien um den Mund – das alles war Björn Hellmark. Die Art, wie er sprach, wie er auftrat, war ernst, der Situation angemessen, dabei von einer Freundlichkeit und Natürlichkeit, die ihresgleichen suchte. In der Nähe dieses Mannes fühlte man sich auf Anhieb wohl. Man fand ihn sofort sympathisch und wünschte sich, sein Freund zu sein.

„Aber – du bist Björn."

„Du verwechselst mich, Fremder…"

„Ich bin kein Fremder. Ich bin Rani Mahay." Der Inder ließ sein Gegenüber nicht aus den Augen. Wie reagierte Hellmark auf die Namensnennung?

„Es tut mir leid! Ich kenne dich nicht…"

Mahay schluckte.

„Wenn du nicht Björn Hellmark bist, wer bist du dann?"

„Ich bin Kaphoon."

„Kaphoon, der Namenlose…"

„Richtig. Vielleicht sehe ich deinem Freund ähnlich."

„Du bist ihm nicht ähnlich. Du bist es. Du nennst dich Björn Hellmark und du nennst dich Kaphoon."

Mahay wußte: in einem früheren Leben war sein großer Freund Björn mal ein anderer gewesen. Und auf sein Leben in der Vergangenheit einer Insel, die zum Untergang geweiht war ging sein Dasein an der Schwelle des 21, Jahrhunderts zurück. Björn lebte in Genf, war ein Mensch wie viele andere – und doch anders. Daß er finanziell unabhängig war, ging nicht auf sein Verdienst zurück. Er war der Sohn eines reichen Vaters. Aber diesen Reichtum nutzte Björn nicht dazu, ohne Arbeit das Leben zu verbringen, die Geldmittel, die ihm zur Verfügung standen, zu verprassen und das Leben eines Playboys zu führen. Sein Freund nutzte die Freiheit, die ihm seine Geldmittel ermöglichten, die Gefahren zu erkennen, aufzudecken und zu bekämpfen, die durch das Eindringen und die Manipulation von Dämonen in der sichtbaren Welt entstanden. Er benutzte diese Geldmittel aber auch, um unschuldig in Not Geratene unter die Arme zu greifen.

„Ich bin schon immer Kaphoon – ich habe mich niemals anders genannt, Rani Mahay."

Der Inder war wie vor den Kopf geschlagen. Da glaubte er, durch einen Zufall den Freund wiedergefunden zu haben und nun erlebte er eine so unliebsame Enttäuschung.

Fieberhafte Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Stimmte mit Björn etwas nicht? Hatte er sein Gedächtnis verloren?

Er blieb ganz ruhig, begann von ihren gemeinsamen Abenteuern zu erzählen und hoffte, daß der andere darauf reagierte. Für ihn war das,

was Mahay erwähnte, jedoch fremd.

Kaphoon war freundlich und zuvorkommend, und man merkte ihm an, daß er an dem Geheimnis, das der Inder ihm anvertraute, sehr interessiert war, daß er jedoch wenig damit anzufangen wußte.

Rani versuchte, den Zusammenhang, der zwischen Hellmark und Kaphoon bestand, plausibel zu machen. Nicht immer fand er dafür die geeigneten Worte, und es war fraglich, ob der Reiter, der sich Kaphoon nannte, ihn jedesmal genau verstand.

„Björn – ist auch Kaphoon. In einem früheren Leben nannte er sich so“, schloß er leise.

„Das ist möglich. Aber ich habe nichts damit zu tun.“

Es half alles nichts. Das Gespräch verlief nicht so, wie Rani es gerne gehabt hätte.

Kaphoon erklärte ihnen, daß dieser Bereich der Insel, den er als das Land Ur-Milachoot bezeichnete, besonders gefährlich sei, und schlug vor, daß sie sich von der Küste fernhielten, wo sich besonders viele Dämonen versteckten.

„Das hier war noch einer der harmlosen“, fügte er erklärend hinzu, auf die verwehenden Schwefeldämpfe deutend. „Wandert weiter Richtung Norden, und ihr werdet auf kleine und große Flüchtlingtrecks stoßen, die eine Chance haben, die Insel noch vor ihrem Untergang verlassen! Milachoot war einst ein Paradies. Die gerufenen und wiedererweckten Schrecken der Zeit, als Xantilon noch nicht existierte, aber haben gerade aus diesem Teil der Insel die Hölle gemacht.“

Er gab ihnen Ratschläge, und Rani strengte sich an, alles zu verstehen, um künftige Begegnungen mit Ungeheuern dieser Art oder anderen Dämonen zu vermeiden, die sich menschlicher Geist nicht vorstellen konnte.

„Das wird wohl ein Wunschtraum bleiben“, bemerkte Kaphoon daraufhin leise, und sein Blick ging in die Ferne, durchbohrte das Dunkel und blieb an einem imaginären Punkt am unsichtbaren Horizont hängen. „Xantilon ist nicht mehr das, was es mal war. Andere Kräfte bestimmen den Ablauf der Dinge. Wir alle sind ihnen ausgeliefert. Aber doch nicht ganz hilf- und schutzlos, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Wer kämpfen kann, sollte kämpfen und den Versuch unternehmen, die Insel zu verlassen. Die Weisen haben errechnet, daß noch zehnmal sie Sonne aufgehen wird. Dann wird Xantilon in der Mitte auseinanderbrechen und ein Opfer des endlosen Meeres werden.“

„Millionen werden sterben“, murmelte Mahay.

„Ja. Nicht alle werden ihrem Schicksal entgehen. Aber wenn nur so viele Einwohner Xantilons die Insel verlassen können, wie du Finger an der Hand hast, wird es ausreichen, den Triumph der Bösen und des

teuflischen Molochos zu verbittern. Sie erreichen nicht das volle Ziel. Das Wissen, daß die Menschen von Xantilon beherrschen werden sie weiterreichen und weitervererben. Es wird nicht gleich zur Verfügung stehen, denn eine neue Entwicklung wird kommen, neue Generationen. Andere Völker, jenseits der Grenzen dieser Insel, jenseits des Ozeans, werden sich mischen und denen, die eine hohe Kultur erlebt haben. Aber nichts gerät in Vergessenheit. Es kommt die Zeit, da werden sich die Menschen erinnern, und sie werden es für eigene, neue Errungenschaften halten. In fernen Tagen, die keiner genau zu nennen vermag, werden sich andere der alten Kulturen entsinnen. Die Stimme der Menschen aus Xantilon und der Atlantiden wird sich wieder Gehör verschaffen, und es ist dann nur zu hoffen, daß sie nicht auf taube Ohren treffen wird."

Er lächelte schmerzlich, reichte dann jedem die Hand und schwang sich auf das weiße Pferd.

Kaphoon wünschte ihnen Glück und sprach die Hoffnung aus, daß sie nun ohne Zwischenfall an ihr Ziel kämen. Er nickte ihnen dann noch mal stumm zu. Pferdehufe klapperten auf den steinigen Untergrund. Das Geräusch verebbte, der Reiter verschwand in der Dunkelheit. Mahays Augen brannten, so lange starrte er in die Dunkelheit, und als er schon ihren Retter längst nicht mehr wahrnahm, glaubte er noch schemenhaft flimmernd die Konturen zu erkennen.

„Kaphoon", murmelte der Inder, „es war Kaphoon… der, der Hellmark mal war in einem anderen Leben, in einer anderen Zeit. Ich bin ihm begegnet."

*

Das leise Geräusch neben ihm machte ihn darauf aufmerksam daß er nicht allein war.

Rani drehte sich um. Scheu, müde und abgekämpft sah sie ihn an.

Der Inder ging auf sie zu und legte den Arm um ihre Schultern, und sie wich nicht vor ihm zurück.

„Er hat stillschweigend vorausgesetzt, daß wir zusammengehören. Ich bin auf dich aufmerksam geworden, weil ich dich schreien hörte. Leider konnte ich dir nicht so helfen, wie ich es gern getan hätte. Ich hatte etwas Pech. Doch nun ist im letzten Augenblick noch alles gut geworden. Bist du allein – oder in Begleitung? Wie kommst du hierher? Wie heißt du?"

Sie beantwortete die letzte Frage zuerst. „Mein Name ist Danea. Ich bin jetzt allein. Meine Begleiter sind tot. Einer nach dem anderen wurde von dem Ungeheuer geholt. Ich bin die letzte der Gruppe, die in Vertonsh aufbrach, um die Küste zu erreichen, wo es Schiffe geben

soll, die die Ausreisewilligen von Xantilon wegbringen, damit sie in einem anderen Land ein neues Leben beginnen können."

Rani unterhielt sich mit Danea, während er den primitiven Sackleinenbeutel aufhob, der mehrere Meter entfernt lag und den sie verloren hatte. Darin befanden sich Brotreste. Wasserbehälter und getrocknete Früchte, die etwas muffig rochen.

Sie gingen den Weg zurück, den der Inder gekommen war. Mahay steckte sein Schwert wieder in die Tasche, begutachtete seinen Bogen und sammelte die Pfeile, die er verloren hatte. Während dieser Tätigkeit ging er auf die Fragen seiner hübschen Begleiterin ein, die mehr und mehr auftaute, die keine Furcht vor ihm hatte und offensichtlich froh war, daß es jemand gab, der sich ihrer annahm.

Sie ging auch noch mal auf das Gespräch ein, das Rani mit Kaphoon führte, der ihren Weg kreuzte und sie vor Schlimmem Bewahrt hatte.

„Man erzählt viel über ihn, sein Name ist zur Legende geworden, Rani. – Ich wollte nie glauben, daß es ihn wirklich gibt. Man sagt, daß er schon vielen geholfen hat, daß er wie ein Geist auftaucht und Bedrohten zu Hilfe eilt und ebenso geheimnisvoll wieder untertaucht. Hast du nie zuvor von ihm gehört, weil du so erstaunt warst?"

„Ich war aus einem anderen Grund erstaunt. Ich glaubte, meinen Freund zu sehen, den ich schon seit langer Zeit suche, und von dem ich nicht weiß, ob er noch am Leben ist oder nicht. Es war sein Schatten, der mir begegnet ist, der Schatten seines anderen Lebens."

„Ich verstehe dich nicht, Rani."

Er seufzte. „Ich verstehe es selbst nicht ganz, um es dir mit den richtigen Worten plausibel zu machen, Danea. Vielleicht aber kann ich es dir doch mal erklären. Nicht jetzt. Auf dem Weg zur Küste. Vielleicht treffen wir Kaphoon ein zweites Mal und es ist dann nicht Kaphoon, sondern Björn… aber reden wir von etwas anderem. Ich sehe, das, was ich sage, verwirrt dich nur."

Sie setzten ihren Weg durch die Nacht fort. Je weiter sie Richtung Norden kamen, desto trister und unwirklicher wurde die Landschaft und erinnerte an eine menschenleere, öde Mondlandschaft. Flache und tiefe Krater wechselten ab wie niedrige und hohe Hügel. Der Untergrund war hart und rissig und erinnerte an Lehmboden, der plötzlich einer enormen Hitze ausgesetzt wurde und verhärtete.

Weit und breit war kein Mensch, kein Baum, kein Strauch…

Wortlos liefen Rani und Danea nebeneinander her. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Das junge Mädchen dachte an die Angehörigen und Freunde, die von den Ungeheuern verschlungen wurden oder im Kampf fielen und hoffte, die Insel noch verlassen zu können, ehe sie im Meer versank. Mahay dachte an Björn Hellmark und fragte sich, ob er jemals etwas

über das Schicksal des Freundes erfahren würde.

Viel Hoffnung hatte er nicht mehr.

*

Es gab jemand, der in diesen Minuten auch an Rani Mahay dachte.

Dieser Mann war Björn Hellmark.

Er stand an der Reling des Schiffes, das eine Göttin ihm geschenkt hatte, und starrte gedankenverloren über das endlose, stille Wasser.

Lautlos glitt das Schiff auf seinem Element. Die Segel waren leicht gebläht. In der Takelung quietschte es manchmal, und der Schiffsrumpf ächzte. Diese Geräusche und der leise Wind, der das Plätschern des Wassers gegen den Rumpf verursachte, waren die einzigen Geräusche.

Björns Blick war in imaginäre Ferne gerichtet.

Der Deutsche fragte sich, ob seine Mission überhaupt noch einen Zweck erfüllte, ob nicht alles zu spät erfolgte?

Er durfte nicht vergessen, daß er monatelang durch eine fremde Welt geirrt war, ohne überhaupt zu wissen, wo er sich befand, ohne überhaupt zu ahnen, wer er war.

Irgendwann hatte mal einer ihn Kaphoon genannt – und unter dem Namen war er den Menschen, mit denen er später zusammenkam, vertraut geworden. An seine Identität als Hellmark hatte er sich nach einer Kopfverletzung lange Zeit nicht mehr erinnern können. Er hatte seine Herkunft vergessen und die Freunde, mit denen er in die fremde Zeit und das fremde Land gekommen war. Er irrte seitdem selbst als ein Fremder durch die Vergangenheit. Hin und wieder war ein Teil seiner Erinnerung in seinem Bewußtsein wie ein Lichtstreif in der Dunkelheit aufgetaucht und sporadisch war ihm zur Kenntnis gekommen wer er wirklich war und was er wollte, und daß außer ihm auf dieser Welt noch Rani Mahay, Pepe und Arson existierten. Pepe, den Jungen mit der parapsychischen Veranlagung, hatte er in Maruburs Wahnsinnshallen wiedergefunden, und danach erneut das Gedächtnis verloren. Seine Begegnung mit Aii-Ko'on-Tak, der achtarmigen Göttin, hatte sein Leben abermals verändert. Sie, deren Sinne und Auftrag von Magiern und falschen Priestern verfälscht worden waren, hatte durch Hellmarks und Pepes Eingreifen zu sich selbst gefunden und ihm die Gesundheit wiedergeschenkt. Die Insel der Schrecken, auf denen Björn kurze Zeit weilte, hatte daraufhin ihre Schrecken verloren, und alle diejenigen, die schon verloren schienen, waren in das Leben zurückgekehrt, hatten den Dämonenbann abgestreift und versuchten auf der Insel der Göttin ein neues Leben zu beginnen. Viele aber schlossen sich dem Abenteurer Hellmark an, der zunächst nur noch ein Ziel im Sinn hatte: die verschollenen Freunde

zu suchen und Klarheit über ihr Schicksal zu gewinnen.

Einen Hinweis über Rani Mahay hatte er durch einen Mann namens Vonx erhalten, der als Sänger mit seiner Laute durch die Lande zog und auf diese Weise die Nachrichten in abgelegene Städte und Dörfer trug, die von der Außenwelt abgeschnitten waren. Als Hellmark auf Vonx traf, war dieser durch Aii-Ko'on-Taks Schwerthieb zum Wahnsinn verdammt worden. Jetzt, hier auf dem Schiff, war er so normal wie alle anderen und nichts mehr erinnerte an seine Leiden, die er durchmachte.

Vonx hatte von einem Land namens Milachoot berichtet. Das lag weit im Nordosten der Insel.

Dorthin segelten sie nun, und Björn hoffte, daß er noch eine Spur von Rani fand.

Drei Meilen von der Küste entfernt glitt das Schiff ständig in Landnähe dahin. Bis Milachoot waren es noch zwei Tage und zwei Nächte. In einer Bucht im Südosten wollten sie vor Anker gehen. Hasard Kolon, ein erfahrener Seemann, hatte aus dem Gedächtnis eine Karte angefertigt und nach der Berechnung des Sonnenstandes und der Sterne Ort und Zeit festgelegt. Da sie außerdem auf Sichtweite zur Küste fuhren, konnte nicht viel schiefgehen.

Björn ahnte nicht, daß Hunderte von Meilen entfernt jemand war, der ebenso intensiv an ihn dachte. Das war – Rani Mahay.

Doch die Wahrscheinlichkeit, daß sich ihre Wege kreuzten, war mehr als gering.

Der Inder bewegte sich genau in entgegengesetzter Richtung, entfernte sich mehr und mehr von der nordöstlichen Küste, der Hellmark entgegeneilte. Sie war von heimtückischen Magiern, von Renegaten und unsichtbaren Dämonen belagert.

*

In der ersten Nacht in seinem Haus wurde es später, als er sich vorgenommen hatte. Er kam nicht los von den Büchern und von seinen Aufzeichnungen. Er glaubte, alles an einem Tag erledigen zu müssen, wofür er sich eine ganze Woche reserviert hatte.

Die Augen brannten ihm, und der Nacken tat ihm weh. Kay Olsen richtete sich auf und machte eine Runde durch das stille, abseits gelegene Haus. Er ging hinaus auf die Terrasse. Das Haus war direkt an den Hang gebaut, und von hier aus konnte er über die tief erliegenden Baumwipfel sehen, hinüber zu den Wiesen, wo die Kühe weideten. Um diese Zeit konnte er sie nicht mehr wahrnehmen. In weiter Ferne registrierte er die Scheinwerfer eines Autos, das sich seinen Weg durch die kurvenreiche Straße bahnte. Das Licht verschwand hinter dem Berg.

Kay Olsen atmete tief die würzige, etwas rauhe Luft ein. Es war eine sauerstoffreiche Luft, wie man sie nur noch außerhalb der großen Städte genießen konnte.

Dann kehrte er wieder ins Haus zurück und schloß die großen Glasfenster. Im Halbdunkeln nahm er die mächtigen Schatten der Kultgegenstände, der Masken und lebensgroßen Statuen wahr, die er im Lauf seines Lebens gesammelt hatte. All diese Dinge waren lange Zeit in verschiedenen Wohnungen, zum Teil sogar bei Freunden, Bekannten und Verwandten untergebracht gewesen. Erst nach dem Bau dieses Hauses hatte Kay Olsen alles an einem Ort vereinigen können.

Große Tonscheiben, versehen mit Vertiefungen und Erhöhungen und farbigen Symbolen, hingen an den Wänden: Aztekische Kalender. An den Wänden waren Zeitungsausschnitte aus der Fachpresse mit Stecknadeln und Reißbrettstiften befestigt, und besondere Artikel dort waren rot unterstrichen.

Von den furchterregenden Göttern der Mayas und Azteken hatte er sich anhand von Bildern und Skizzen Nachbildungen angefertigt; er hatte ihre Stellung der Staatsreligion und im Geisterglauben jener Völker studiert und eigene Essays darüber geschrieben, die er nie zur Veröffentlichung anbot.

Noch war die Zeit nicht reif, noch wartete er auf den entscheidenden Augenblick, der näher war, als andere glaubten.

Kay Olsen wollte gerade zur offen stehenden Verbindungstür des halbdunklen Raumes, als er wie vom Donner gerührt in der Bewegung erstarrte.

Ein Geräusch!

Schwere, schlurfende Schritte… Ganz in seiner Nähe…

Aber – das konnte nicht sein!

Er war doch allein hier im Haus.

Aus weit aufgerissenen Augen nahm er wahr, was nicht sein konnte.

Eine der schrecklichen Göttergestalten löste sich von der Wand – und kam genau auf ihn zu!

*

Sekundenlang setzte sein Denken aus.

Wie im Fieber reagierte und handelte er.

Der Fluch der alten Völker, die nicht wollten, daß man hinter ihr Geheimnis kam?

Olsen wußte später nicht mehr zu sagen, wie er eigentlich vorgegangen war, wie er sich aus dem Bann löste, der seine Glieder lähmte. Er handelte wie in Trance.

Das Blut rauschte in seinen Ohren, und er hörte einen gellenden Schrei von sich.

Olsen warf sich zur Seite, griff nach dem zwei Meter langen Speer, der an der Wand neben alten Waffen hing, riß ihn herab und stieß blitzschnell und ohne Überlegung zu.

Es ratschte…

Er zerriß den Umhang, den der unheimliche Götze trug. Dann ein neuer Ruck. Die Speerspitze bohrte sich in etwas Weiches.

Wie aus weiter Ferne nahm er dumpfes Stöhnen wahr. Ein Zucken lief durch den Götzen. Die Hände, die er gierig nach Olsen ausstreckte, zitterten und wurden wie von unsichtbaren Fäden an den Körper des Getroffenen zurückgezogen. Er preßte sie an den Leib.

Olsen stieß ein zweites Mal nach und bohrte die Spitze unterhalb der riesigen, dämonenfratzigen Maske in den Brustkorb des anderen. Der brach gurgelnd zusammen und schlug mit dem Gesicht auf den Boden.

Ein dumpfer Schlag, der verebbte.

Dann unheimliche, tödliche Stille…

Olsen hörte sein eigenes Herz schlagen, das wild pochte und tausendfach verstärkt aus der Decke und den Wänden zu kommen schien.

Er starrte auf den reglosen Körper zu seinen Füßen und wagte in den ersten drei Sekunden nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Dann, ganz langsam, als ob ein Zentnergewicht ihn zu Boden drückte, ging er in die Hocke. Und auch dann wagte er noch nicht, den Reglosen anzurühren. Er tippte ihn zunächst vorsichtig mit der Speerspitze an.

Da erst nahm er das Blut an der Metallspitze und dem Schaft wahr und sah das Blut, das unter dem Körper hervorsickerte.

Blut?

Eine eiskalte Hand griff nach Olsens Herzen. Blut bedeutete – Leben. Aber ein Geist, ein Dämon – bestand nicht aus Fleisch und Blut!

Da erst kam er zu sich, da erst wichen die Benommenheit und das Grauen und machte der unendlichen Angst Platz einem Irrtum zum Opfer gefallen zu sein.

Mit zitternden Händen drehte er den Körper herum und löste die große Maske vom Kopf der Gestalt. Dunkles Haar trat hervor. Ein bleiches, vor Schmerz verzerrtes Gesicht mit weit aufgerissenen Augen…

Kay Olsen starrte in vertraute Züge.

Vor ihm lag niemand anders als – Heinz Marstner!

*

„Heinz?“ reagierte er tonlos, und es wurde ihm nicht bewußt, daß er sprach. „O mein Gott, was habe ich getan!“

Sein ganzer Körper schien starr vor Kälte zu werden, seine Haut zog sich zusammen, seine Nackenhaare sträubten sich.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, ehe er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte, ehe sein Gehirn wieder zu arbeiten begann.

Er ahnte, was hier geschehen war.

Marstners Verhalten in der letzten Nacht! Der Kollege hatte ihm einen Schreck einjagen wollen. Er war noch vor ihm hierhergekommen, auf illegale Weise ins Haus gedrungen und hatte sich hier versteckt.

Marstner warf sich einen der alten Umhänge über, setzte sich eine schauerliche Riesenmaske vors Gesicht und wartete einen günstigen Zeitpunkt ab, um Olsen zu erschrecken.

Der Berliner wischte sich über die Augen. Schweiß bedeckte sein Gesicht.

„Heinz, verdammt noch mal…“ stieß er dumpf hervor und schüttelte den Mann an den Schultern.

Vielleicht war er nur verletzt, vielleicht konnte man noch etwas für ihn tun.

Er fühlte den Puls und legte sein Ohr auf die Brust. Marstners Herz schlug nicht mehr. Er war tot.

Mord! Der Gedanke grellte wie ein Blitz in Olsens Hirn. Ich habe ihn ermordet!

Aber es war nicht meine Schuld… ich habe gedacht, daß…

Er schluckte und merkte, wie in ihm wieder die ungeheure Erregung wuchs, die auch vorhin schon von ihm Besitz ergriff.

Mich trifft keine Schuld, fieberten seine Gedanken. Er hat mich erschreckt. Mich getäuscht. Ich wußte nicht, was ich tat, ich… sah einen Dämon in ihm, drängte sich Olsen der Gedanke auf. Ich wußte nicht, wie ich mich zur Wehr setzen sollte. Ein bedauerlicher Irrtum, ein Unfall… kein Mord!

Aber niemand wird es mir glauben! Ärger mit der Polizei, Ausreiseverbot, Fluchtgefahr… das alles zerstörte seine Pläne.

„Narr!“ stieß Kay Olsen hervor und ballte die Faust. Seine Stimme klang weinerlich. „Warum bist du hierhergekommen? Ich habe dich nicht gerufen! Warum mußtest du mir solch einen Schrecken einjagen?“

Er fuchtelte mit der Faust vor dem Gesicht des Toten herum, zuckte zusammen und erschrak, als er seine eigene Reaktion bedachte.

Er schloß die Augen und dachte darüber nach, wie er am besten die Lage meisterte.

Nur keine Polizei! Niemand durfte davon erfahren, was sich hier abgespielt hatte. Heinz Marstner mußte verschwinden!

Kay Olsens Lippen wurden zu einem schmalen Strich.

Er lief in den Keller, holte einen Sack, schnitt ihn auf und wickelte den Toten hinein. Den Aztekenumhang löste er nicht von dem Toten. Der Stoff war von zwei Speerstichen durchbohrt und blutbesudelt, und Kay durfte diesen Umhang nicht reinigen, ohne daß man später vielleicht doch Verdacht geschöpft hätte.

Er arbeitete fieberhaft und wie in Trance, erledigte die Hauptarbeit im Halbdunkel des Zimmers, als fürchte er, man könne ihn durch die Fenster von außen beobachten. Dabei lag das nächste Haus mehr als fünf Kilometer entfernt.

Er war gerade an der Tür, als er zusammenfuhr und einen leisen Schrei von sich gab, ohne daß ihm das bewußt wurde.

Die Klingel!

Das Geräusch zerriß die Stille.

Jemand stand vor der Tür…

*

Olsen atmete tief durch. Er wankte durch den Raum, verhielt kurz an der Verbindungstür und klammerte sich an den Türpfosten. Vor seinen Augen begann alles zu kreisen.

Ein Schwächeanfall…

Wieder das Klingeln! Das Geräusch war so eklig, daß seine Kopfhaut sich zusammenzog.

Wer kam jetzt noch auf die Idee, ihn zu besuchen?

In Gedankenschnelle durcheilte er alle bekannten Namen, alle Möglichkeiten. Ein Freund? Sonja? Der Telegrammbote? Hatte er in München etwas vergessen?

Ruhig, er mußte ganz ruhig bleiben, egal, was auch geschah.

Für den Fall, daß jemand in die Wohnung wollte, mußte er sich etwas einfallen lassen. In das große Zimmer könne er unmöglich jemand führen. Dort lag die verpackte Leiche, um aus dem Haus geschafft zu werden. Wenn ein guter Freund vor der Tür stand, wurde es happig. Da konnte er nicht verlangen, daß derjenige im Gästezimmer oder in der Küche wartete.

Wieder das Klingeln! Dann Klopfen an der Tür…

„Hallo?!“ rief eine unbekannte Stimme. „Ist da niemand zu Hause?“

„Doch einen Moment bitte!“ reagierte Kay Olsen sofort, und seine Stimme klang erstaunlich fest. „Wer ist denn da?“

„Polizei!“

Olsen glaubte im Erdboden zu versinken.

*

Nun hieß es Nerven behalten. Polizei? Was wollte die hier? Wußte die etwas? Unsinn, verwarf er sofort den Gedanken wieder. Niemand hatte etwas beobachtet.

Er drehte den Schlüssel im Schloß. Das helle Flurlicht leuchtete den schmalen Korridor schattenlos aus.

Ein dicker Beamter mit Schnauzbart stand vor dem Ingenieur.

„Guten Abend!“ Der Uniformierte tippte kurz an die Mütze. „Sie sind Herr Olsen?“

Der Berliner nickte. „Richtig, bin ich.“ Kay Olsen gab sich betont lässig und überrascht und versuchte zu vergessen, was nur wenige Schritte hinter ihm lag. Er merkte das unruhige Schlagen seines Herzens und glaubte, alle Welt sähe ihm an, daß in diesem Haus etwas Schreckliches geschehen war.

„Sind Sie allein, Herr Olsen?“

„Ja.“ Er zuckte die Achseln. „Warum fragen Sie mich das?“

„Wir haben einen Anruf aus München erhalten. Eine Frau Dorothea Marstner hat uns angerufen und darum gebeten festzustellen, ob ihr Mann vielleicht bei Ihnen ist.“

„Heinz Marstner?“

„Richtig. Herr Olsen. Sie selbst sind ja telefonisch nicht zu erreichen…“

„Nein, hier nicht. Ganz bewußt habe ich auf einen Anschluß hier verzichtet. Wenn man in München schon rund um die Uhr zu erreichen ist, braucht das nicht auch in einem Haus der Fall zu sein, in das man sich hin zurückzieht, um seine Ruhe zu haben.“

„Na, das ist verständlich. – Tja, dann ist’s also Fehlanzeige. Kann man nichts machen. Frau Marstner meinte, daß ihr Mann möglicherweise noch mal hier mit Ihnen zusammengetroffen ist. Er ist heute den ganzen Tag nicht in München und an seinem Arbeitsplatz gewesen. Frau Marstner hat eine wichtige Mitteilung für ihn.“

„Tut mir leid, Herr Wachtmeister, daß ich Ihnen nicht dienen kann.“

„Entschuldigen Sie die Störung, und…“ Da fiel der Blick des Polizisten auf die Rechte des Ingenieurs. Olsen stützte sich gegen den Türpfosten und folgte dem Blick des Beamten. Eine Hand krallte sich in sein Herz. Seine Finger waren rot. Rot – von Blut! Und an der Tapete waren häßliche rote Streifen zurückgeblieben!

*

„Ach, verdammte Schweinerei! Nun ist es doch passiert!“ Olsen reagierte sofort, zog die Hand zurück und schüttelte den Kopf. „Wenn man nicht aufpaßt! Ich bin gerade dabei, ein paar alte Masken neu

einzufärben. Durch Ihr Klingeln bin ich sofort losgelaufen, ohne mir noch die Hände abzuwischen. Ich war sehr erschrocken, als es läutete. Mein erster Gedanke war: der Telegrammbote. Und zu vorgerückter Stunde bringen Telegrammboten meistens keine guten Nachrichten mehr. – Wenn Sie nach München zurückrufen und Frau Marstner Bescheid geben, grüßen Sie sie bitte von mir! Es täte mir leid, ihr nicht helfen zu können. Ich habe mich gestern abend schon von Heinz verabschiedet, vielleicht weiß sie das nicht. Sagen Sie ihr das bitte!"

„Mach' ich. – Hoffentlich kriegen Sie die Farbe wieder weg", fügte der Schnauzbärtige nickend hinzu, auf die unschönen Flecke in der Tapete deutend.

„Solange die Farbe frisch ist, sicher. Andernfalls wird bei Gelegenheit mal neu tapeziert. Dann ist wenigstens ein Grund vorhanden." Olsen lachte. Der Beamte grinste, wandte sich um und lief zu dem wartenden Fahrzeug. In dem dunkelgrünen Mercedes Diesel saß ein zweiter Polizist hinter dem Steuer. Er ließ den Motor anspringen, und das Fahrzeug setzte sich in Bewegung, kaum daß der Dicke mit dem Schnauzbart seinen Platz eingenommen hatte.

Kay Olsen blieb im Türrahmen stehen und blickte dem Auto nach. Jetzt nichts überhasten, sich nur nicht verdächtig machen, fieberten seine Sinne…

Der Wagen verschwand um die nächste Biegung. Noch ein paar Sekunden war das Lichtfeld der Scheinwerfer zu sehen, dann herrschte wieder Dunkelheit und Stille.

Der Ingenieur drückte die Tür ins Schloß und lehnte sich an die Wand. Schweiß lief über sein Gesicht und tropfte vom Kinn aufs Hemd herab.

Mit zitternder Hand fuhr sich Olsen über das Antlitz. „Oh, verdammt", murmelte er. „Das hätte schiefgehen können. Verdammt, wenn der nur nichts gemerkt hat!"

Er hielt den Atem an und lauschte. Der Polizeiwagen – kam er nicht zurück?

Er glaubte das gleichmäßige Geräusch des verhältnismäßig lauten Motors zu hören.

Aber nein! Das war nichts. Jetzt hörte er schon Dinge, die überhaupt nicht vorhanden waren.

Die Sache mit Marstner konnte ihm das Genick brechen. Wenn erst mal eine Suchmeldung rausging, würde sich der dicke Schnauzbärtige möglicherweise daran erinnern, was er eben beobachtete. Rote Farbe oder Blut… das ließ sich ja nachprüfen.

Marstner mußte verschwinden, und er, Olsen, durfte sich keinen Tag länger als nötig hier im Land aufhalten, sonst würde noch all das zunichte werden, was er sich so lange sehnlichst gewünscht hatte.

In den kommenden zwei Stunden arbeitete Kay Olsen wie ein

Berserker. Er hob an einer unzugänglichen Stelle zwischen einer Buschgruppe und altem Baumbestand eine Grube aus und ließ die verpackte und verschnürte Leiche Marstners darin verschwinden. Fein säuberlich schüttete er das Loch wieder zu, trat die Erde fest, setzte die Grasbüschel wieder ein, verstreute Zweige, Blatt- und Astwerk über dem heimlichen Grab und kehrte dann müde und abgeschlagen ins Haus zurück.

Aber er konnte sich noch keine Ruhe gönnen. Er schaltete sämtliche Lichter an und begann die Spuren des Mordes zu beseitigen. Er entfernte das Blut, reinigte die Sperrspitze und den Schaft, säuberte die Maske, an der ebenfalls Blutspritzer hafteten. Und ging sogar so weit, etwas Farbe aufzutragen, um seine Auskünfte, die er dem Dicken gegenüber gemacht hatte, auf diese Weise zu untermauern.

Nach getaner Arbeit inspizierte er noch mal den Tatort und fand, daß nichts mehr an den Vorgang erinnerte.

Noch in der gleichen Nacht packte er und verglich die Liste, die er zusammengestellt hatte; alle Dinge, die er unbedingt dabei haben mußte, hakte er ab.

Die Ausrüstung für die Expedition lagerte schon seit einem Vierteljahr in San Felipe. Dort angekommen, brauchte er die Dinge nur abzurufen.

Olsen ging spät ins Bett und fand keine Ruhe; er wälzte sich von einer Seite auf die andere, und wenn er kurz einnickte, dann plagten ihn böse Träume. Er sah sah sich über ein Feld rennen, auf dem dichter Nebel lag. Eine riesige Gestalt verfolgte ihn. Es war der ins Überdimensionale gewachsene, dicke Beamte mit dem Schnauzbart. Er streckte die Hände nach ihm aus.

„Haltet ihn!“ dröhnte eine Stentorstimme. „Er darf uns nicht entkommen! Er ist ein Mörder!“

Finger griffen nach ihm. Immer wieder konnte er sich im letzten Augenblick dem Zugriff entziehen.

Er warf sich nach vorn, mobilisierte seine letzten Kräfte, um den Hütern des Gesetzes nicht in die Hände zu geraten.

Im Nebel vor ihm zeigten sich schemenhaft die Umrisse eines Flugzeuges. Das mußte er erreichen. Die Motoren liefen schon, und Olsen sah, wie die Passagiertreppe weggerollt wurde.

Panik ergriff ihn.

Hände schwebten über ihm.

„Du wirst uns nicht entkommen. Kay Olsen!“ Die Stimme schien aus dem dräuenden Himmel über ihm zu kommen. „Du bist ein Mörder… ein M-ö-r-d-e-r! Du hast Heinz Marstner getötet!“

„Ich habe ihn nicht getötet.“

Er schrie auf, drehte sich um seine eigene Achse, begann wieder zu laufen und stellte zu seinem Entsetzen fest, daß er keinen Schritt

weiterkam und auf der Stelle rannte!

Er kam nicht an das Flugzeug heran.

„Du hast ihn getötet!“

„Ja, gut, ich gebe es zu! Aber es war nicht meine Schuld, kein Vorsatz. Es war – ein Unfall!“

„Mord ist Mord, Kay Olsen!“

Der Schatten fiel auf ihn. Olsen schrie, schlug um sich und zappelte wie ein Fisch, zwischen den Fingern des fetten Polizisten, der lachte; aus seinem riesigen Mund zuckte eine Zunge, die zur Schlange wurde, deren Kopf Kay Olsen mitten ins Gesicht stieß.

Da wachte der Ingenieur auf. Er schrie noch, während er sich aufrichtete. Olsen war in Schweiß gebadet und fühlte sich wie gerädert.

Draußen graute der Morgen.

*

Noch ehe es sieben schlug, fuhr er los. Sein Wagen war vollgepackt.

Im Ort unten hielt er noch mal kurz an und sprach mit dem Bauern, der den Auftrag hatte, von Zeit zu Zeit im Haus nach dem Rechten zu sehen. Dem Mann ließ er auch einen Schlüssel da.

„Nun fahren ‘s ja doch schon früher, Herr Olsen.“

„Ja, ich hab mir’s anders überlegt. Es sind noch einige Vorbereitungen zu treffen, die mich in Mexiko mehr Zeit kosten werden, als ich ursprünglich angenommen habe. Da ist es schon besser, früher dort zu sein.“

„Ja mei, da wünsch’ ich Ihnen alles Gute, Herr Olsen. Und Sie brauchen sich keine Sorge zu machen – hier läuft’s wie geschmiert, darauf können Sie sich verlassen!“

„Das weiß ich, Huber.“

„Aber schlecht sehen’s aus, Herr Olsen“, meinte der Bauer unvermittelt. „So bleich.“

„Kein Wunder. Ich habe bis spät in die Nacht hinein gearbeitet und danach noch schlecht geschlafen.“ Er versuchte zu lächeln. Es mißlang.

Huber musterte ihn mißtrauisch oder mitfühlend? Olsen merkte an dieser stillen Frage, daß er in jedem einen Spion zu sehen glaubte und fürchtete, man würde ihm das Verbrechen, das sich in der letzten Nacht ereignet hatte, ansehen.

Er war froh, als er das Dorf hinter sich hatte. Auf freier Strecke fühlte er sich wohler, und doch wollte der Druck über seinem Brustbein nicht weichen.

Er kam nach München. Wenn er unterwegs eine Polizeistreife

erblickte, glaubte er, das Herz würde ihm stehen bleiben. Er fürchtete, angehalten zu werden.

Heinz Marstners Verschwinden konnte nicht lange unentdeckt bleiben. Höchstens drei Tage, dann mußte man mißtrauisch werden.

Olsen fuhr auf dem direkten Weg zum Flughafen und erkundigte sich dort, ob es möglich sei, den Flug, der für Anfang nächster Woche gebucht war, vorzuziehen.

Technisch ging das ohne weiteres. Es fragte sich nur, ob in einer Maschine noch ein Platz frei war.

„Si, Señor", erfuhr er am Schalter der Quantas. „Es ist möglich. Sogar noch heute!"

Olsen ließ sich seine Erleichterung nicht anmerken. „Na, das ist ja wunderbar. Vielen Dank, Señorita!"

Er gab sein Gepäck auf, stellte seinen Wagen unter und begab sich dann ins Flughafenrestaurant. Eine Sorge hatte er los. Hätte er heute nicht abfliegen können, wäre es notwendig gewesen, sich ein Hotelzimmer für die Nacht zu mieten. Er wäre dann gleich hier im Airport-Hotel geblieben.

Er trank einen Kaffee und bestellte sich einen leichten Imbiß. Es fiel ihm schwer, ihn zu verzehren. Seine Kehle war wie zugeschnürt, und der Druck auf seinem Magen ließ nicht nach.

Im stillen schalt er sich einen Narren, daß er sich so verhielt. Was war eigentlich geschehen? Nichts, redete er sich ein und versuchte den Gedanken an den grausigen Vorfall zu verdrängen. Es gelang ihm nicht. Es kam sogar der Augenblick, wo er sich überlegte, ob es nicht doch besser sei, sich der Polizei zu stellen und alles zu erzählen, wie es sich wirklich abgespielt hatte.

Aber dann fürchtete er die Konsequenzen. Zunächst mal würde man ihm nicht glauben. Verhöre, Untersuchungen, wieder Verhöre… Viel Zeitverlust… Davor hatte er am meisten Angst. Alles, was er seit Jahren vorbereitete, würde innerhalb einer Sekunde für ihn verloren sein.

Nein! Er würde nichts unternehmen… Erst Mexiko! Und er wollte sehen, was dann wurde.

So flog Olsen ab.

Zunächst noch mit schlechtem Gewissen. Doch mit jeder Stunde, die verging, wurde er ruhiger. Der Abstand zwischen München und Mexico City veränderte sich, und das wirkte sich beruhigend auf ihn aus. In Mexico City stieg er in eine kleinere Maschine um, die ihn nach San Felipe trug.

Bei der Landung kam noch mal die Angst.

Wie würden die Zollformalitäten ausfallen? Waren die Behörden schon verständigt, hatte man auf seinem Grundstück die Leiche schon ausgebuddelt?

Seine Sorgen waren unbegründet. Alles ging glatt.

Er suchte das Hotel auf, in dem er sein Zimmer reserviert hatte und rief bei der Firma an, wo er vor Monaten schon den kleinen Lastwagen bestellt hatte, mit dem er selbst die Ausrüstungsgegenstände in die kleine Ortschaft Pequena schaffen wollte. Sie lag am Rande des Dschungels. Dort sollte die eigentliche Expedition in den Urwald beginnen.

Am ersten Tag nach seiner Ankunft war er damit beschäftigt. Konserven und Trockenfrüchte einzukaufen. Mit Hilfe eines kleinen Jungen, den er gut entlohnte, verstaute er den Proviant in dem kleinen Lastwagen und verließ die Stadt.

Sein Ziel war Pequena, wo die Träger bereits auf ihn warteten.

Es war nicht seine erste Expedition, die er auf eigene Faust und mit eigenen Mitteln finanzierte. Schon mehr als einmal hatte er ähnliches unternommen und wußte, daß er sich auf die Männer in Pequena verlassen konnte. Diesmal würde alles nur noch großzügiger ausgerichtet sein.

Im Dorf Pequena lebten nur etwa achthundert Menschen. Schmutzige, verstaubte Straßen, blatternarbige Häuser mit ehemals grün gestrichenen Fensterläden. Im Ort gab es ein uraltes Auto, einen Opel aus den dreißiger Jahren. Der funktionierte noch. Wie das Fahrzeug hierhergekommen war, wußte niemand.

Kinder liefen schreiend zusammen, als Olsen mit dem klapprigen, vollbeladenen Gefährt ins Dorf kam.

Der Fremde war wieder da. Was für eine Sensation!

Überall wurden Köpfe aus den Fenstern gestreckt. Das ganze Dorf, einschließlich der Hühner, der herrenlosen Hunde und der quiekenden Schweine, schien auf den Beinen zu sein.

Kay Olsen atmete tief durch. Hier war er weit weg von München und Umgebung, hier begann für ihn das Ende der Welt…

Er verteilte Süßigkeiten und farbenfrohe Glasperlen und sah lachende, glückliche Kinderaugen.

Außer den alten Wohnhäusern, die einen baufälligen Eindruck machten, gab es ein nicht minder verfallenes Gasthaus und eine ebenso alte Kirche, in der sich das ganze Dorfleben abspielte. Die meisten hier in Pequena hatten noch nie eine größere Stadt gesehen. Die Menschen lebten unvorstellbar ärmlich.

Sie nannten vielleicht eine Ziege ihr eigen, die gab ihnen täglich frische Milch. Die Hühner sorgten für Eier. Was man sonst noch zum Leben brauchte, wurde selbst angebaut. Es gab kein Kino, keine Zeitung, und wenn man schon mal eine aufstöberte, dann war sie mindestens ein halbes Jahr alt, und was darin stand, interessierte keinen Menschen mehr. Nicht mal mehr die Zeitgenossen, welche lesen konnten. Und die konnte man hier in Pequena an einer Hand

abzählen.

Immer wenn er hierherkam, fühlte Olsen sich im ersten Moment bedrückt und unglücklich, aber das legte sich schnell, wenn er, erst mit den Menschen ins Gespräch kam. Dann gehörte er plötzlich zu ihnen. Die Ärmlichkeit störte ihn nicht mehr. Er nahm keinen Anstoß mehr an dem Lärm und den Gerüchen, und er fand es als ganz selbstverständlich, daß im Dorfwirtshaus auch mal ein Huhn gackernd auf einen Tisch sprang, während man dort eine Limonade trank oder eine Tortilla verdrückte, es ging hier nicht besonders sauber zu, aber das mußte man in Kauf nehmen.

Sich eine Gasse durch die plappernden, bettelnden Kinder bahnend, ging Olsen einem Mann entgegen, der neugierig und verschlafen aus einem Haus kam und ihn ungläubig anstarrte, als er ihn erkannte!

„Señor Ka-ii?“ krächzte er. José sprach den Namen des Deutschen in merkwürdiger Betonung aus, so daß er sich anhörte wie ein Doppelname. „Aber das gibt’s doch nicht… ich glaub… ich träum’. Señor Ka-ii?!“ Wieder dieser Hickser, als hätte er einen über den Durst getrunken.

Kay Olsen lachte. Die beiden Männer fielen sich in die Arme. José war nur mit einem ehemals weißen Unterhemd und verdrückten Shorts bekleidet. Beides hatte er vor drei Jahren, als der Ingenieur das letzte Mal in Pequena weilte, dem Indio verehrt.

José gehörte die Kneipe. Über dem Eingang stand sein Name, und daneben hing ein rostiges Coca-Cola-Schild.

Der Mexikaner führte seinen Gast in die Wirtsstube, in der die Luft nicht besser war als draußen. Hier im Hochtal war sie besonders dünn. Jede Bewegung, jede körperliche Anstrengung trieb den Schweiß auf die Stirn.

Zur Begrüßung bot José dem Ankömmling einen Tequila an.

„Selbstgebrannt, wie immer. Neue Ernte“, strahlte der Indio, und unter seinem kräftigen Lippenbart blitzten zwei Reihen makellos weißer Zähne. „Señor Ka-ii in Pequena! Ich kann’s immer noch nicht fassen. Sie sind früher eingetroffen, als wir erwarteten.“

„Ich konnte früher kommen. Und jeder Tag, den ich nutzen kann, bringt mich weiter.“

„Richtig, Señor.“

Kay erkundigte sich nach den anderen, nach Jorge, Cantaro, Cid und Coca. „Ich freue mich darauf, sie alle wieder zu sehen“, schloß Olsen.

José wollte etwas erwidern, aber es war, als hätte es nur der Frage nach den anderen Trägern bedurft, als diese schon in das Gasthaus stürmten. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von der Ankunft des Privatforschers verbreitet.

Aber es waren nur drei, die kamen, nicht vier, nach denen Kay Olsen gefragt hatte.

Da waren Jorge, ein schlaksiger junger Bursche, Mitte Zwanzig, dann Cantaro, hager, sehnig, der die Gitarre wie kein Zweiter spielte und dazu sang. Selbst einem einfachen Maschendraht konnte er Töne entlocken, aus einem einzigen Draht ein Instrument basteln, wenn es sein mußte. Der Dritte im Bund war Coca. Er war der Jüngste und Kräftigste. Erst achtzehn und muskulös. Seinen Namen Coca führte er in der Tat auf Coca Cola zurück, das seine Mutter in unvorstellbaren Mengen trank als sie in anderen Umständen war.

Sie begrüßten sich wie alte Freunde.

„Und Cid?“ fragte Olsen. „Wo ist er?“

Die Mienen wurden ernst. Der Wirt im Unterhemd schob sich nach vorn. „Cid ist tot.“

„Tot? Hatte er einen Unfall? War er krank? Wann ist es passiert?“

„Er bekam plötzlich hohes Fieber. Einen Tag später war er tot. Das war vor – drei Tagen.“

Vor drei Tagen? Genau drei Tage lag auch der Tod Heinz Marstners zurück. Das war Olsens erster Gedanke…

*

Eine Zeitlang herrschte bedrücktes Schweigen. Dann ließ José ihn wissen, daß er dennoch keine Befürchtungen zu haben brauchte.

„Es gibt noch viele erfahrene Männer, die den Weg in den Urwald wagen, und die auch alte Ruinen kennen“, meinte er. Und er ließ ihn wissen, daß er sich sofort nach Cids Tod um jemand bemüht habe, der erst seit kurzer Zeit hier im Dorf weile. „Als ich Ihren Brief bekam, Señor, in dem Sie uns Ihre Ankunft mitteilten, da habe ich mich sofort an ihn gewandt. Ich glaube, Sie werden mit meiner Wahl zufrieden sein. Er ist ein starker, gesunder Bursche, und er weiß mehr über den Urwald und seine Geheimnisse als wir alle miteinander, und mehr noch als Sie, Señor.“

Olsen hob die Augenbrauen. Was der Indio da sagte, glich einer Beleidigung. Aber wenn José sich zu einer solchen Bemerkung hinreißen ließ, dann mußte das einen Grund haben.

„So“, zog Olsen das Wort in die Länge. „Und wer ist das?“

„Er nennt sich Manolito. Señor Ka-ii.“

„Wo kömmt er her?“

Achselzucken. „Das weiß ich nicht genau. Er kennt ganz Mexiko. Als ich ihm von Ihnen erzählte, sagte er mir, daß er sich freue, Sie kennenzulernen.“

„Hm, dann schaff mir mal diesen Wundermann bei, José.“

„Er ist hier im Haus, Señor!“ Der Wirt strahlte über das ganze

Gesicht. „Maria! Anabella!“ rief er nach hinten, und seine markige Stimme hallte durch die ganze Kneipe. „Geht ‘rauf zu Manolito! Sagt ihm, der Señor ist da!“

„Ja. Papa!“ klang es irgendwo aus dem brüchigen Haus zurück. Dann stürmten schon kleine Füße die morschen Treppen hinauf. Es ächzte und knisterte, und die Geräusche setzten sich fort in der Holzdecke und den Wänden. Durchs ganze Haus liefen die Erschütterungswellen. Aus den morschen Deckenbalken rieselte es herab. Aber nicht nur feinkörniger Sand und Staub kam herunter, auch zwei Schaben und eine fette Wanze befanden sich dabei.

José schien auf diese Art des Segens von oben stets gefaßt zu sein. Er drehte sich um seine Achse und machte einen komischen, känguruhartigen Satz. Es knackte zweimal unüberhörbar laut. Zufrieden grunzte er. Die beiden Schaben hatte er erwischt. Die Wanze war zu schnell für ihn, oder sie hatte einfach Glück gehabt und war in einem Loch des porösen Lehmbodens verschwunden.

Nur fünf Minuten später lernte Kay Olsen den Mann kennen, von dem José so schwärmte und der erst kurze Zeit in Pequena weilte. Der Deutsche mußte sich eingestehen, daß dieser Manolito auch auf ihn einen größeren Eindruck machte, als er erwartet hatte.

Manolito war schätzungsweise Anfang Dreißig, hatte einen mittelbraunen Teint, breite Schultern und schmale Hüften. Sein Gesicht war das eines intelligenten Indianers, mit leicht gebogener Nase, verhältnismäßig hoher Stirn, hervortretenden Backenknochen und klugen, schwarzbraunen Augen.

Manolito lächelte immer. Was er sagte, drückte er gewählt aus, und Olsen kriegte das Gefühl nicht los, daß dieser Mann in der Tat mehr wußte, als er zu wissen vorgab.

Manolito war zweifellos ein Gewinn für das Unternehmen. Das stellte der Ingenieur und Privatforscher sehr schnell fest. Manolito fiel nicht nur durch sein Äußeres auf. Olsen war sich beinahe sicher, daß er hier noch einen der seltenen, reinblütigen Mayas vor sich hatte, die in abgelegenen Dörfern lebten und sich nicht mit Fremden vermischt hatten. Aber auch diese Menschen wußten nichts mehr von ihrer großen Vergangenheit. Sie konnten die Legenden und Mythen, die sie mündlich weitergaben, nicht deuten, und Außenstehenden, die sie vielleicht hätten enträtseln können, teilten sie nichts davon mit.

Auch durch die Art seines Auftretens unterschied Manolito sich von den Indios, die grobschlächtiger wirkten als er.

Dieser Mann hatte Bildung. Wo hatte er sie sich erworben? Olsen kam nicht dahinter, und Manolito schwieg.

Dafür berichtete er um so mehr über ehemalige Niederlassungen von Azteken- und Maya-Flüchtlingen, die sich hier in den Urwäldern vor den goldgierigen Spaniern in Sicherheit brachten. Viele waren

aufgespürt und niedergemetzelt worden. Andere wieder tauchten unter, und ihre Spuren verlor sich samt des Goldes in der Wildnis.

Bis zum späten Abend saßen sie beisammen, tranken Tequila und Zuckerrohrschnaps, und Olsen erzählte davon, daß er auf der Suche nach einem besonderen Brunnen sei.

Er legte einen Plan und seine Berechnungen vor. „Hier, fast achthundert Kilometer weiter nordöstlich liegt Chichen-Itza, eine der ehemaligen Metropolen des Maya-Reiches. Lange Zeit habe ich mich dort und in unmittelbarer Umgebung aufgehalten, ehe ich vor sieben Jahren plötzlich einen ganz anderen Gedankengang verfolgte: als Cortez und seine Horden einfielen, begann die große Flucht. Die ging nach Süden, noch tiefer in die Urwälder Yucatans hinein, bis weit in die zerklüfteten, unzugänglichen Berge. Die Flüchtlinge schafften Unmengen von Gold weg und schufen neue Ansiedlungen, die bis heute unentdeckt blieben.

Die lebenstrotzende Wildnis war der beste Schutz, den sie sich suchen konnten. Unter den Flüchtlingen befanden sich viele Priester, die die geheimen Riten kannten und sie weiter durchführten. Die uns bekannten Stätten, die bisher ausgegraben werden konnten, wurden zerstört, andere, die der Urwald überwuchert hat, blieben erhalten.

Es gilt, diese Stätten zu finden. Ich gehe dabei von folgender Überlegung aus: Chichen-Itza war nur eine Tempelstadt, eine von vielen großen, die wir zufällig fanden.

Es zeigte sich, daß die Opferstätten und die Brunnen in den Urwäldern in einer ganz besonderen Anordnung zueinander stehen. In und um Chichen-Itza ergeben die Mauerreste einen stumpfen Keil, wenn man eine gedachte Linie zieht. Je weiter südlicher man in den Dschungel vordringt, desto gerader hintereinander liegen die Brunnenruinen, und wenn man die gedachte Linie fortsetzt, dann hat man plötzlich den Schaft zu einer abgestumpften Speerspitze.

Im Abstand von jeweils hundert Kilometer weiter südlich tauchen immer wieder Mauer- und Brunnenreste auf. Unbedeutende Ansiedlungen hieß es in den Fachblättern. Fünf Brunnen – fünfhundert Kilometer Abstand von Chichen-Itza! Und dann kommt nichts mehr… Entweder haben die Fliehenden dann keine Lust mehr gehabt, oder sie drangen nicht weiter nach hier und in die Berge vor.

Und das stimmt nicht! Eben weil sie weiter flohen, weil sie ihren unheimlichen Göttern weitere Opfer brachten, weil sie Regen und Glück erflehten, weil sie die bösen Mächte abschirmen und sie günstig stimmen wollten – muß es logischerweise mehr Brunnen geben, als man bisher entdeckt hat.

Brunnen wurden in Form eines stumpfen Speers angeordnet, dessen Ende genau auf Chichen-Itza deutet. Wenn meine Berechnungen stimmen, dann liegt nicht weit von Pequena entfernt,

ein sechster und siebter Brunnen. Wenn ich die gedachte Linie von hier aus – “ und mit diesen Worten machte er einen dünnen Bleistiftstrich von einem stecknadelkopfgroßen Punkt zum anderen auf seiner Karte. – „weiterziehe, dann erreiche ich einen Punkt, der keine zehn Meilen von Pequena entfernt liegt. Hier, mitten im Urwald, müssen wir suchen! Hier gab es vermutlich eine weitere Niederlassung, eine weitere Opferstätte.“

Olsen hob die Augen und begegnete Manolitos Blick. Der Indio fragte: „Wann kamen Sie auf die Idee, daß es so sein könnte?“

„Vor Jahren schon, ich sagte es bereits.“

„Und Sie haben schon mal danach gesucht?“

„Ja. Vor drei Jahren. Da lernte ich José und seine Freunde kennen. Wir suchten mehrere Stellen ab. Allerdings vergeblich. Wir wurden nicht fündig.“

„Der Gedanke, daß Sie sich vielleicht irren könnten, daß Ihre Theorie nicht stimmt, ist Ihnen nie gekommen?“

„Doch! Aber die Überzeugung, daß ich doch recht haben könnte, war größer. Und so habe ich alle Berechnungen noch mal durchgeführt. Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß wir das letzte Mal zu zweit nördlich suchten. Ich habe mir das damals alles einfacher vorgestellt und gedacht, daß ich nur wenig Zeit brauche, um zu finden, was ich suchte. Aber so schnell geht es eben nicht, und deshalb habe ich diesmal mehr Zeit mitgebracht.“ Olsen fand es erstaunlich, daß ein Indio sich so eingehend erkundigte und sogar Fragen stellte.

„Und diesmal glauben Sie, den Brunnen zu finden?“

„Ich hoffe es, Manolito.“

„Was erwarten Sie von der Entdeckung?“

„Aufklärung über das Leben jener Menschen, die aus einem unbekannten Land hierherkamen, die ihre eigenen schrecklichen Götter mitbrachten und über ein Wissen verfügten, das für die damalige Zeit einmalig war.“

„Ist es nur Neugierde – oder hoffen Sie, selbst zu Wissen zu kommen, durch das Sie anderen – überlegen werden?“

Kay Olsen hielt den Atem an. Was für Fragen? Was für Überlegungen! Dieser Mann dachte mit. Wußte er etwas über das Volk, dessen Blut in seinen Adern strömte? Wußte er mehr als all die anderen, mit denen er bisher gesprochen hatte?

Manolito war ein Mensch, der aus besonderem Holz geschnitzt war. Das mit einem gewissen Maß an Erschrecken feststellen, hatte er am nächsten Morgen Gelegenheit, als sie aufbrachen.

Der Lastwagen blieb in Pequena zurück. Die Träger nahmen die Lasten auf ihre Schultern. Der Dschungel begann praktisch vor der Haustür.

Sie waren noch keine Stunde unterwegs, da hatte Kay Olsen

Gelegenheit, eine weitere bemerkenswerte Seite im Charakter des Indios kennenzulernen.

Der Deutsche ging an der Spitze, Manolito wich nie von seiner Seite. Er ging perfekt mit dem Buschmesser um. José und seine drei Freunde folgten erst weit hinten.

„Vielleicht hätten wir uns eher kennenlernen sollen, Señor", begann Manolito unvermittelt und wandte sein Gesicht dem Mann aus München zu. „Es wäre von Vorteil für Sie gewesen."

„Hm, schon möglich. Mir scheint, du kennst die Wälder hier besser als die anderen."

„Nicht nur das. Ich weiß auch, wo der Brunnen liegt, den Sie suchen."

Eine Bombe, in seiner unmittelbaren Nähe explodiert, hätte keine größere Wirkung haben können. Olsen hatte das Gefühl, der Boden würde ihm unter den Füßen weggerissen.

„Sie… wissen… wo…", stammelte er.

Manolito nickte. „Ja. Ich war schon dort. Es ist so, wie Sie vermuten: kein Weißer hat ihn je gesehen. Er wurde weder von den Spaniern im sechzehnten Jahrhundert gefunden, noch zu irgendeinem späteren Zeitpunkt entdeckt. Er ist noch sehr gut erhalten. Aber er liegt nicht an jener Stelle, wo Sie ihn suchen, Señor. Sie haben sich wieder verrechnet. Wir müssen uns eine Meile weiter westlich halten."

„Manolito…", entrann es Olsens Lippen, und er war nicht fähig, mehr zu sagen. Es war unfaßbar! Da quälte er sich jahrelang, wälzte seltene Bücher, suchte nach Aufzeichnungen, stellte Überlegungen und Berechnungen an, glaubte hinter etwas gekommen zu sein, was andere bisher übersehen hatten – und dann kam einer daher, der einfach sagte, er wisse genau, wo sich das befand, was er suchte!

„Wenn das wahr ist, Manolito…"

„Es ist wahr, Señor. Welchen Grund sollte ich haben, Sie zu belügen? Was ich sage, entspricht der Wahrheit. Sie werden es sehen und erleben – und Sie werden noch mehr erleben!"

Olsen wurde hellhörig. Die leise Warnung in Manolitos Tonfall entging ihm nicht. „Was willst du damit schon wieder sagen, Manolito?"

„Ich will damit sagen, daß Sie erleben werden, wie Ihre Träger Sie im Stich lassen. In dem Augenblick, da Sie erkennen, wohin die Reise wirklich geht – werden sie Sie im Stich lassen, Señor!"

Olsen verhielt im Schritt. Was Manolito da von sich gab, war ungeheuerlich. „Kannst du in anderer Leute Köpfe sehen. Manolito?" fragte er gepreßt.

„Vielleicht. Señor, vielleicht kann ich das. Nur ich werde bei Ihnen bleiben – denn ich habe keine Angst."

Olsens Lippen umspielten ein Lächeln. „Nun, das ist wenigstens

etwas.“

„Sie nehmen mich nicht ernst.“

„Wie könnte ich das?“

„Sie werden noch froh sein, daß ich bei Ihnen bin, wenn keiner mehr geblieben ist. Denn Sie werden es nicht wagen, zurückzukehren, wenn Sie erkennen, daß Ihre Träger ausgerückt sind. Für Sie gibt es nur eines: sie müssen vorwärts kommen, und Sie werden in den Urwald eindringen. Zurück können Sie nicht so schnell…“ Und dann änderte sich seine Stimme. Er senkte sie und wechselte auch die Sprache. Plötzlich redete er Olsen nicht mehr spanisch, sondern englisch an, und der Deutsche meinte, seinen Sinnen nicht mehr trauen zu können. „… weil Sie in dem Land, aus dem Sie gekommen sind, nur Unannehmlichkeiten erwarten. Sie haben einen Mord auf dem Gewissen, Mister Olsen!“

*

War es die vierte oder die fünfte Nacht, die er bereits auf dem Schiff verbrachte?

Der blonde Mann, der auf dem Schiff in der Vergangenheit stand, wirkte im wahrsten Sinn des Wortes wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, als er sich gegen die Reling lehnte, das männlich-markante Gesicht der lauen Luft entgegenstreckte und in die Nacht hinausstarrte.

Schlaff hingen die Segel an den Masten. Die Luft schien stillzustehen. Seit zwei Tagen ging kein Wind mehr.

Anfangs nahm Björn Hellmark das mit stoischer Gelassenheit hin. Auch mit solchen Dingen mußte man schließlich rechnen. Aber je länger es dauerte, desto skeptischer wurde er, und er fragte sich, ob die Situation naturgegeben war oder von den Feinden, die in diese Welt eingefallen waren, provoziert wurde?

Mächtige Dämonen, ob sichtbar oder unsichtbar, lauerten überall. Sie, die in der Lage waren, die Natur zu vergewaltigen, die Himmel und Erde aufreißen konnten, die glutflüssiges Magma aus der Tiefe riefen – für sie war es eine Kleinigkeit, den Wind zu töten, damit dieses Schiff antriebslos wurde.

Je mehr er darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher erschien ihm diese Möglichkeit.

So dicht waren sie an die Küste des Landes Milachoot herangekommen, und doch war es für sie noch unendlich weit.

Er wandte sich um.

Auf Deck herrschte Stille, obwohl er nicht allein hier oben weilte. Die Männer, die mit ihren Familien aufs Schiff gekommen waren, hielten sich zum Großteil unten auf. Die anderen aber lagen oder

hockten auf den Schiffsplanken, rauchten, standen schweigend an Bug oder Heck oder in der Nähe des Steuermanns.

Vom Heck her wehten leise gitarrenähnliche Klänge. Vonx stimmte ein Lied an, andere fielen in den ihnen bekannten Text mit ein. Es war eine wehmütige Melodie, die über das Wasser schwebte, und in dem traurigen Text war von einem verlorenen Land, von sterbenden Menschen und untergehenden Städten die Rede, von Familien, die getrennt wurden.

Hellmark löste sich von der Reling und ging hinüber zu dem Steuermann. Hasard Kolon grüßte ihn mit einem Lächeln.

Der junge Mann aus Xantilon, den Björn unter merkwürdigen Umständen kennenlernte, lehnte am Steuer und zuckte die Achseln. „Es will kein Wind aufkommen, Kaphoon“, sagte er leise. Er nannte den großen blonden Mann noch immer Kaphoon. So nannten ihn alle hier.

Björn wußte, daß dieser Name für ihn eine besondere Bedeutung hatte. Zum ersten Mal hatte er ihn durch Al Nafuur vernommen.

Al Nafuur! Wie lange lag es schon zurück, daß er von seinem geheimnisvollen Geistführer nichts mehr gehört hatte.

Kaphoon war die Bezeichnung, die er in einem früheren Leben mal trug – und die man ihm wieder gab, als er ohne Erinnerung an sein wahres Ich wochen- und monatelang durch eine sterbende Welt wanderte und ritt und glaubte, ein Bewohner Xantilons zu sein.

„Dabei sah es so günstig aus“, fuhr Hasard fort. „Wir haben schon sehr viel Zeit verloren.“

„Ja, wir müßten längst am Ziel sein. Mir gefällt das Ganze nicht so recht…“ Mit den Blicken suchte er den sternübersäten Himmel ab. Diese Ruhe irritierte ihn. War es eine sprichwörtliche Ruhe vor dem Sturm?

„Abwarten, wir müssen abwarten, etwas anderes bleibt uns nicht übrig“, murmelte Björn, während er weiterging, sich zu dem lautespielenden Vonx begab und sich neben ihm niedersetzte. Vonx, der vor wenigen Tagen noch ein Wahnsinniger war, sah man nichts mehr an.

Er schlug die letzten Akkorde an, und dann trat Stille ein.

Die Männer, die ihn im Kreis umsaßen, hatten glänzende Augen.

„Erzähl’ von Milachoot, Vonx“, forderte Hellmark den Spieler auf.

Und Vonx griff erneut in die Saiten.

Mit leiser Stimme berichtete er von einem Land, in dem einst Milch und Honig flossen, von einem Land, das die Götter besonders liebten, und aus dem die meisten Priester hervorgegangen waren, um die heiligen Botschaften zu verbreiten und den Menschen Xantilons das Wissen und die Erkenntnis zu bringen. Dieses Land glich, wenn Vonx’ Vermutungen stimmten, die sich zum Teil auf seine eigenen

Beobachtungen stützten, in der Zwischenzeit einem Vorort der Hölle.

„Dort in Milachoot“, sang er, „gibt’s nur noch das Grauen… versiegt sind die Quellen des Frohsinns, vergangen die Stunden der Heiterkeit… Milachoot…

Nie wieder kehrt die Zeit der Priester, nie wieder werden dich Fremde besingen…

Die Wälder sind versunken, die Gärten verglüht, vergangen sind die Städte. Wo sind die Blumen? Wo die schönen Mädchen Milachoots, deren silberhelles Lachen der Stimme der Vögel ähnelte?

Milachoot, armes Milachoot!

Die Männer kämpften. Doch vergebens war ihr Mut. Der Hinterlist der Bösen waren sie nicht gewachsen. Bis auf einen – den Fremden, von dem niemand weiß, wie er heißt, von dem niemand weiß, woher er kommt…“

Und jetzt kam jene Passage, die Björn besonders hellhörig werden ließ.

Vonx beschrieb den Fremden und seine Taten. Vonx selbst hatte den Fremden gesehen.

„Seine Haut ist dunkel wie Bronze, sein Körper gestählt – er ist ein Mensch, und die Dämonen fürchten ihn dennoch. Er besitzt die Maske, die andere Menschen ängstigt, die den Dämonen aber den Garaus macht. Vielen, die in Not gerieten, rettete er das Leben. Doch auch er allein vermag es nicht, Milachoots Schicksal zu verändern. Milachoot, armes Milachoot…“

Vonx redete von Rani Mahay!

Auf ihn paßte die Beschreibung, er befand sich seit dem Verlassen von Arsons Zeitschiff im Besitz der Dämonenmaske.

Aber die Beobachtungen Vonx’ lagen schon eine Zeitlang zurück. Mindestens ein Monat war vergangen, seitdem Rani Mahay im Lande Milachoot von ihm gesehen worden war.

Was aber konnte in einem Monat alles geschehen!

In dieser Zeit war Björn sich selbst ein Fremder gewesen und hatte nichts mehr von Mahay und den anderen gewußt. Vielleicht kam nun seine Suche viel zu spät, und sie wurde immer weiter hinausgezögert durch die unerfreulichen Wetterverhältnisse.

Aber genau das konnte Absicht sein!

Wenn Mahay wirklich noch lebte, wenn ihm wider Erwarten durch Mut und Geschick bei jedem Angriff, jeder Auseinandersetzung der Sieg zugefallen war, dann konnte er sich in der Tat noch in dem großen Nordzipfel der Insel aufhalten. Die Dämonenmaske war eine wirkungsvolle Waffe, aber trotz dieser Tatsache war man mit ihr nicht völlig sicher.

Hinterlist und Tricks konnten dazu führen, daß Mahay der Maske verlustig ging, daß er sie vielleicht sogar zufällig verlor und seine ihn

beobachtenden Widersacher nur auf diesen Augenblick warteten, um dann über ihn herzufallen. In diesem Fall würde sein Leben zu einer einzigen Tortur werden – oder es war schon zu Ende.

Die Unruhe, die ihn auch gestern erfüllte, ergriff wieder Besitz von ihm.

Hellmark ging auf und ab, und seine Schritte dröhnten auf den Planken. Er kam bis zum Bugspriet, blickte in die Nacht und nahm die dunklen, fernen Umrisse am Horizont wahr.

Xantilons Küste! Dort hinten – noch mindestens zwei Tagereisen entfernt – begann das Land Milachoot.

Zwei Tage? Oder waren es mehr? Wenn der Wind nicht aufkam, konnten leicht vier, sechs oder acht Tage vergehen, ohne daß etwas Entscheidendes geschah; für den Fall, daß die bösen Geister dieser Welt hier manipulierten, mußte er damit rechnen, daß dann noch etwas Schlimmeres folgte.

Für Mahay – oder für die Männer auf diesem Schiff und für ihn…

Er konnte nicht mehr länger warten!

Er preßte die Lippen zusammen, und sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt.

„Vonx“, sagte er leise zu dem Lautenspieler, der sich neben ihn gestellt hatte.

„Ja, Kaphoon?“

„Beschreibe mir Milachoot, wie du es zuletzt gesehen hast! Beschreibe mir eine ganz bestimmte Landschaft!“

Vonx seufzte. „Soll ich dir nicht lieber von Milachoot berichten, wie es mal aussah?“

„Nein! Ich will wissen, wie es jetzt aussieht.“

„Es werden keine erfreulichen Bilder sein, die ich dir beschreibe, Kaphoon.“

„Das habe ich auch nicht erwartet. Die Zeiten sind nun mal nicht erfreulich.“

„Der Himmel dort, der zu den klarsten und seidigsten Xantilons zählte…“

„Wie es jetzt ist, Vonx! Keine Stimmungsmalerei aus vergang’nen Zeiten…“

„… der Himmel dort ist jetzt grau wie Blei, und die Wolkenberge, die sich auftürmen, sind bizarr und scheinen aus richtigen Felsen zu bestehen, die jeden Augenblick mit Donnergetöse auf die Erde stürzen können… die Landschaft ist öde und leer, kraterübersät, so daß man meint, auf dem Mond zu sein. Das menschliche Leben dort – ist verschwunden. Ungetüme – Totenvögel und Erdwürmer – fristen ihr aasiges Dasein und warten nur darauf, bis Verzweifelte nach Milachoot kommen, damit sie diejenigen greifen können. Die Wesen aus einem anderen Raum und einer anderen Zeit dringen wie durch

Risse und Spalten in dieses Universum und ergreifen von Xantilon Besitz. Die Küste, als ich sie zum letzten Mal sah, war noch einigermaßen erträglich. Doch die sanften, bewaldeten Hügel, die großen, schillernden Blüten, existierten auch da schon nicht mehr. Rauhe, öde Erdhügel zogen sich wie eine ins Riesenhaft vergrößerte Kette am Strand entlang und wurden dichter, bizarrer und kahler, je mehr es ins Landesinnere ging…“

Er schilderte mit eindringlicher Stimme und so genau, daß Björn sich die Kulisse vorstellen konnte.

Und das war wichtig für ihn.

Er wollte einen Versuch unternehmen.

Nicht der erste dieser Art. Bereits in der letzten Nacht probierte er seinen Zweitkörper Macabros entstehen zu lassen. Es war ihm gelungen, ein schwaches Abbild zu produzieren, das nur wenige hundert Meter von ihm entfernt auf dem Wasser schwebte.

Er hatte gemerkt: es fällt mir noch schwer, die Energie zu sammeln, um meinen Zweitkörper weiter fortzuschicken und mit ihm die Küstenlandschaft zu erkunden. Zuviel Kraft hatten ihn seine Abenteuer gekostet. Erst hier auf dem Schiff war er zur Ruhe gekommen, aber die Zeit der Erholung war zu kurz, als daß er seinen Organismus schon wieder strapazieren konnte.

Doch instinktiv fühlte er, daß es falsch war, noch länger zu warten. Er mußte etwas unternehmen, koste es, was es wolle.

Er atmete tief durch, vernahm weiter die ruhige Stimme Vonx’ und konzentrierte sich ganz auf das, was der Lautespieler berichtete.

Er entspannte sich vollkommen, und tiefe Ruhe kehrte ein.

Sein Körper war ganz leicht.

Plötzlich vernahm er Vonx’ Stimme nicht mehr, er sah die Dinge genau vor sich.

Ein ödes, tristes Land lag vor ihm. Bizarre Hügel, rissig, gespalten. Schwefelgelber Nebel zog zwischen den Hügeln dahin. Eine zerklüftete, tote Mondlandschaft breitete sich vor ihm aus.

Björn Hellmark hatte Macabros ausgesandt. Sein Ätherkörper faßte Fuß, berührte den Boden und bewegte sich über den rauhen, harten Untergrund.

Am Horizont türmten sich schwefelgelbe und blutfarbene Wolken, dort hinten gloste der Himmel unter einem wilden Feuerschein, als wäre dort die Erde aufgebrochen und ein Orkan trüge ungeheure Lavamassen gen Himmel.

Hellmark glaubte, der Orkan würde über ihn hinwegbrausen, als er merkte, daß es das Blut war, das in seinen Ohren rauschte.

Ein außergewöhnlicher Schmerz fraß sich in sein Hirn. Er hatte sich zuviel vorgenommen. Er merkte, daß seine Kraft nicht ausreichte, sowohl seinen Original – als auch seinen Zweitkörper aufrecht zu

erhalten.

Alles vor Hellmarks Augen verschwamm. Er krallte seine Hände in das Holz und versuchte den Zusammenbruch zu verhindern.

Die Energie, die er seinem Zweitkörper mitgab, schwächte ihn so stark und so umfassend, daß er nicht mal mehr die Kraft fand, das Geschehen rückgängig zu machen.

„Kaphoon?“ rief Vonx entsetzt, als er das totenbleiche Gesicht sah, als Hellmark vornüber kippte. Wäre der Lautespieler nicht gewesen. Björn Hellmark wäre in diesen Sekunden in das dunkle Meer gestürzt und jämmerlich ertrunken.

Vonx riß ihn zurück und fing den Bewußtlosen auf.

„Hasard! Schnell!“ brüllte er über das Schiff. „Kaphoon ist…“

Krank – oder tot? wollte er sagen. Aber er kam nicht mehr dazu.

Die nachfolgenden Worte gingen unter im Tosen des Sturms.

Er brach schlagartig los.

Das Schiff stieg in die Höhe, Wellenberge türmten sich auf und krachten donnernd gegen den Schiffsrumpf. Schaum spritzte, die See rollte. Der Sturm blähte die Segel, die sich knatternd füllten. Es pfiff und heulte, und das ganze Schiff ächzte, als wollte es in der Mitte auseinanderbrechen.

Befehle und Schreie, die im Tosen untergingen…

Das Schiff legte sich längsseits, das Steuer flog herum, Hasard konnte es nicht mehr halten.

Die Männer, die auf Deck gehockt hatten und die laue Nacht genossen, wurden von dem blitzartig sich entwickelnden Unwetter überrascht. Körper flogen durch die Luft und wurden schneller, als das Auge verfolgen konnte, über Bord gespült. Die Entsetzens- und Todesschreie gingen unter.

Vonx stürzte und klammerte sich noch an den Bewußtlosen.

Mit Hellmarks Ohnmacht hatte es begonnen!

Die Beobachtung des Lautespielers war richtig.

Hier wurden die Naturgesetze umgeworfen. Dieser Sturm, diese aufgewühlte See – das war Dämonenwerk. Die unheimlichen Geister aus dem Unsichtbaren griffen an.

Das Tosen des Orkans klang wie höllisches Gelächter, das Krachen der Wellen gegen den Schiffsrumpf wie das Schlagen mächtiger Höllentore, das Ächzen und Quietschen in der Takelung, wie wenn Riesenscharniere sich bewegten.

Der Moment der Attacke war da!

Darauf hatten die Finsteren gewartet.

Hellmark konnte nicht aktiv werden. Durch eigenes Verschulden, durch übermäßigen Kräfteverschleiß war er zusammengebrochen.

Er bekam nichts von dem mit, was hier geschah, ihm entging der Schrecken und das Grauen.

Aber er schwebte, wie die anderen, in tödlicher, Gefahr! Und auch das registrierte er nicht. Vonx mußte loslassen, als das Schiff sich auf die andere Seite legte.

Ein Brecher jagte über Deck. Die Segel zerfetzten, noch ehe Hasard der die Befehlsgewalt übernommen hatte, den Befehl geben konnte, sie zu kappen.

In riesigen Fetzen flatterten die zerrissenen Segel davon und wurden vom Meer verschlungen.

Hellmark rutschte pfeilschnell über das glitschige Deck. Die Welle schleppte ihn mit unbarmherziger Gewalt vor sich her.

Das Chaos brach los.

*

Macabros. Hellmarks Doppelkörper, der mit einem bestimmten Auftrag in Björns Bewußtsein entstanden war, nahm von den dramatischen Vorgängen auf dem Schiff nichts wahr.

Das kam, weil auch Hellmark nichts registrierte, weil sein Bewußtsein in diesen entscheidenden Sekunden, wo alles drunter und drüber ging, ausgeschaltet war.

Sein Bewußtsein aber wirkte in seinem Zweitkörper weiter, den er auf Reisen geschickt hatte.

Die wunderbare Fähigkeit der Bilokation, des Phänomens, an zwei Orten gleichzeitig sein zu können, war bei ihm besonders ausgeprägt.

Ohne mit seinem Originalkörper auch nur einen Schritt zu gehen, konnte er zigtausende von Kilometern mit einem reinen Gedankensprung hinter sich bringen. Entfernung spielte für seinen Ätherkörper keine Rolle.

In den meisten Fällen war er dabei so aktiv, daß er seinen Originalkörper ständig mit neuen Informationen versorgte, während sein Zweitkörper an irgendeinem fremden Ort diese Informationen entgegennahm.

Doch das war diesmal nicht der Fall.

Es war alles wie im Traum.

Macabros bewegte sich über die zerklüftete Landschaft, lauschte der unendlichen Stille und glaubte sich auf einen fremden Planeten versetzt so unwirklich und trist war die Umgebung, in der er weilte.

Er wanderte zwischen den rauhen, rissigen Hügeln dahin wie zwischen Dünen. Ein scharfer, ätzender Geruch lag in der Luft. Die Erde war ausgetrocknet und hart wie Stein, und wie eiförmige Kuppeln und dunkelgrauer Brei, der aus der Erde quoll und blitzartig verhärtete, boten sich seinen Augen Krater und Wülste und Hügel.

Das Land Milachoot.

Einst ein blühender Paradiesgarten, wenn man Vonx' Worten und

Gesängen Glauben schenken konnte. Nun eine leere, öde Stätte, eine Mondlandschaft, die Angst verbreitete.

Ein seltsames, diffuses Licht lag über der unwirklichen Landschaft.

Macabros ging auf einen großen Hügel zu, der mindestens seine hundert Meter in den trüben Himmel ragte und damit für die hier herrschenden Umweltbedingungen schon ein richtiger Berg war.

Links und rechts flankierten seltsame, erstarrte Gebilde den kahlen, rissigen Berg. Hart fiel der Schatten über den einsamen Wanderer.

Er ging um den Berg herum, als er plötzlich in der Bewegung verhielt.

Er vernahm ein leises Schaben.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt, hinter dem Bergvorsprung, bewegte sich etwas.

Macabros zögerte keinen Augenblick und kam vollends um den Berg herum.

Was er sah, war so ungeheuerlich, daß er seinen Augen nicht traute.

*

Kay Olsen lag mit offenen Augen da. Er dachte nach über die beiden letzten Tage, und er konnte nicht fassen, daß die Bemerkung Manolitos schon wieder über dreißig Stunden zurücklag.

Die erste Nacht hatten sie nun hinter sich gebracht, und schon zeigte sich, daß Manolito, der einen geheimnisvollen Weg in die Psyche und die Gedanken anderer Menschen gefunden hatte, wieder recht behielt.

In der Nacht verschwand Jorge. Ohne einen ersichtlichen Grund löste er sich von der Gruppe, als fürchte er, diesmal die Expedition in die Wildnis mitzumachen.

Olsen fiel auf, daß José, Coca und der junge Cantaro sich nach dem Verschwinden ihres Freundes seltsam schweigend und bedrückt verhielten. Lag es daran, daß sie sich schämten, daß er sie im Stich gelassen hatte, oder war es so daß diesmal die Situation tatsächlich anders war als damals? Hing es vielleicht auch damit zusammen, daß Manolito, über den eigentlich niemand etwas Näheres wußte, mit seiner Anwesenheit Unsicherheit und – eine gewisse Furcht verbreitete?

Der Privatforscher konnte die Bemerkung Manolitos, der ihm einen Mord auf den Kopf zugesagt hatte, einfach nicht vergessen.

Ein wildfremder Mensch, der ihm nie zuvor im Leben begegnet war, wußte, was in ihm vorging, wie es um ihn stand. Olsen hatte bis zu dieser Minute den Indio nicht weiter darauf angesprochen. Zwischen ihnen herrschte so eine Art stilles Einvernehmen. Sie

sprachen über alles Mögliche – nur nicht über das, was Olsen am meisten beschäftigte.

Diese Expedition stand unter keinem guten Stern. Der Deutsche spielte mit dem Gedanken, die Reise kurzerhand abzubrechen. Es verlief nicht alles so, wie er es sich erträumt und erhofft hatte. Er hatte das Gefühl, als wären ihm die Fäden aus der Hand genommen.

Die Gruppe hatte gut zwei Drittel des Weges zurückgelegt. Wenn sie im Morgengrauen aufbrach, konnte sie bis zum Abend an Ort und Stelle sein. Aber es war nicht jener Ort und nicht jene Stelle, die Olsen, errechnet, sondern die Manolito angegeben hatte und die doch identisch waren.

Unter anderen Umständen hätte Olsen sich dagegen verwahrt, auf diese Art gegängelt zu werden. Ausgerechnet ihm wurden die Entscheidungen aus der Hand genommen, und er hörte auf den Rat eines Indios.

Aber seltsam: die Ausführungen und Hinweise Manolitos beschäftigten ihn, und er sagte sich, daß er eigentlich froh sein mußte, jemand gefunden zu haben, der so genau Bescheid wußte, und der ihm vor allen Dingen auch mit Rat und Tat zur Seite stand.

„Manolito“, sagte er leise, sich langsam aufrichtend. Der Indio saß noch an dem fast erloschenen Lagerfeuer, an dem sie ihre Konserven warm gemacht hatten, und starrte gedankenverloren vor sich hin.

Sie hatten für die Nacht kein richtiges Zeltlager aufgeschlagen. Das wollten sie erst am Ziel ihrer Reise tun, wenn sie für die Forschungsarbeit praktisch eine ständige Unterkunft brauchten. Lediglich die Netze waren aufgespannt, um sie vor Reptilien und lästigen Insekten zu schützen.

José, Coca und Cantaro schliefen schon. Obwohl auch Olsen sich wie gerädert fühlte, fand er jedoch keinen Schlaf.

„Señor?“ Manolito rutschte herum und näherte sich dem Lager Olsens.

„Ich möchte dich etwas fragen…“

„Ja, Señor?“

Olsen hatte die ersten Worte noch in Spanisch gesprochen, ging aber nun auf Englisch über, um zu verhindern, daß José und Cantaro etwas hörten, falls sie doch nicht so fest schliefen, wie er erwartete. „Wie bist du auf die Idee gekommen, daß ich – jemand ermordet haben könnte?“

Im letzten Augenblick noch wollte er die Frage doch nicht stellen und schalt sich einen Narren, daß er sich praktisch Rechenschaft abzulegen versuchte. Was wußte ein Indio schon von den Dingen, die sich fernab in München abgespielt hatten? Aber dann war es doch heraus, und er war froh darum.

„Manchmal – weiß man einfach etwas, ohne dafür einen Grund

nennen zu können. Man fühlt es.“

„Und du hast es gefühlt?“

„Ja.“

„Du hast auch gefühlt, daß Jorge abspringen würde?“

„Ja. Und die anderen werden nachfolgen.“

„Warum ist das diesmal so, Manolito?“

Der Indio zuckte die Achseln. „Genau weiß ich das auch nicht. Das Schicksal vermag keiner richtig zu ergründen. Schicksal ist es sicher auch, daß unsere Wege sich kreuzten.“

„Ja, das kann man wohl sagen. Mir ist aufgefallen, daß du sehr zielstrebige Wege gegangen bist, die ich normalerweise erst lange hätte suchen müssen. Warst du schon mal hier, Manolito?“

Ein rätselhaftes Lächeln umspielte die Lippen des Indios. „Schön möglich, Señor.“

„Was heißt: schon möglich?“

„Daß ich mich nicht genau entsinne, daß es mir aber so ist, als wäre ich ein andermal – in einem früheren Leben – schon mal hier gewesen. Ich fand auf Anhieb die alten Wege, und ich weiß, was Sie suchen, und ich weiß auch, daß es das gibt.“

„Schön, ich nehme diese Dinge mal hin, als wäre es so, wie du sagst. Was aber hat das alles dann mit Jorges Verhalten zu tun, was mit José, Coca und Cantaro, die ich für mutig und tapfer halte – und die mich deinen Worten nach dennoch im Stich lassen werden?“

„Das hat mit Mut und Tapferkeit nichts zu tun. Señor. Die Männer, die Sie jetzt noch begleiten, richten sich ganz nach ihren Gefühlen. Solange sie überzeugt davon sind, daß das Unternehmen, an dem sie teilnehmen, sich nicht abträglich für ihren Körper und ihre Seele auswirken wird, werden sie bleiben. Umgekehrt: erkennen Sie, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist, daß sie mit diesem Weg ins Ungewisse ein Risiko auf sich nehmen – werden sie die Konsequenzen ziehen. Männer wie José, Coca und Cantaro gibt es viele. In ihren Adern fließt das Blut der Vorfahren. Zwar verdünnt, aber die Menschen in diesem Teil der Welt, Señor, werden ihre wahre Herkunft in Kultur und Aussehen niemals verleugnen können. Wenn sie merken, daß es nicht gut ist, ein Geheimnis zu lüften, werden sie vermeiden, an der Aufklärung mitzuwirken. Sie können das nicht begründen, davon bin ich überzeugt. Sie handeln instinktiv richtig.“

Was Manolito da aussprach, war hochinteressant.

„Aber du – Manolito – handelst anders. Demnach fühlst du auch anders als die Männer, die uns begleiten.“

„Das ist möglich. Wahrscheinlich deshalb, weil ich eben mehr weiß, als sie ahnen.“

Mit dieser geheimnisvollen Andeutung ging das Gespräch zu Ende.

Manolito kehrte an die Feuerstelle zurück.

Olsen Kay lag noch eine Weile wach und kam zu dem Schluß, daß er eigentlich genauso weit war wie zu Beginn der Unterhaltung mit Manolito, und er sagte sich, es sei das beste, der Dinge zu harren, die da kommen sollten.

Er schloß die Augen und drehte sich auf die Seite. Wie aus weiter Ferne registrierte er noch kurze Zeit die Geräusche des Urwalds und das leise Rascheln, das Manolito verursachte, der am Feuer hantierte. Dann schlief der Privatforscher ein.

Tiefe Züge kündeten wenig später von seinem Schlaf.

Da erhob Manolito sich.

Der Indio warf einen Blick auf den Schlafenden und bewegte sich dann auf Zehenspitzen auf die drei Träger zu.

Neben José, der ganz außen lag, ging er in die Hocke. Manolito knöpfte sein farbiges Buschhemd völlig auf – und sichtbar wurde ein metallisch schimmerndes Amulett, das an einer langen Kette hing.

Auf dem Amulett war eine mehrfach in sich verschlungene Schlange zu erkennen, die ihr Maul weit aufgerissen hatte und einen mächtigen Federschmuck auf dem flachen Kopf trug.

Die fette Schlange mit den hervortretenden Augen glänzte matt und dunkelgrün.

Manolito ließ das Amulett über Joses Augen kreisen. Hinter den Augenlidern des Schlafenden zuckte es. José wurde unruhig und schlug dann plötzlich die Augen auf.

Er bewegte die Lippen und wollte etwas sagen, aber kein Laut war zu hören. Sein Blick wurde starr, und nacktes Entsetzen glitzerte darin.

„Hüte dich vor der gefiederten Schlange und vor dem Schrecklichen aus dem Totenbrunnen, José! Beide gehören zusammen, und der Echsenleib der Schlange wird dich zerschmettern, wenn du den Weg durch den Dschungel fortsetzt, um den Fremden zu leiten. Flieh, José, flieh, solange es noch Zeit für dich ist!“

Manolitos Stimme klang leise aber eindringlich, er sprach, als ob er eine Beschwörung durchführe.

José schluckte. Er konnte den Blick nicht von dem Amulett und der grünen Schlange wenden, und was er sah, war dazu angetan, ihn mit Grauen zu erfüllen.

Die grüne Schlange bewegte sich zuckend, und ihr häßlicher, großer Kopf drehte sich hin und her; die Augen glitzerten kalt. Aus dem Kopf der Schlange schälte sich ein bleiches Gesicht, das ein Mittelding zwischen Menschenantlitz und Echsenkopf war. Über den kalkweißen Hinterkopf pflanzte sich ein steifer, kammähnlicher Aufsatz bis über den ganzen Schlangenleib hinweg.

Das scheußliche, abstoßende Gesicht blähte sich auf wie ein Ballon.

„Gehorche, José! Der Schlangengott befiehlt es dir… Kehre zurück!“

Die schmalen, kreideweißen Lippen bewegten sich, die Stimme, die der Indio vernahm, war so schaurig, daß er den Atem anhielt.

José nickte stumm. Wie eine Marionette richtete er sich dann auf und vermied dabei, auch nur das leiseste Geräusch zu verursachen. Er schlug das Moskitonetz zurück, verließ sein Lager und tauchte in der Dunkelheit des Waldes unter.

Stumm blickte Manolito ihm nach.

Die gleiche hypnotische Beschwörung führte der geheimnisvolle Indio noch zweimal durch. Bei Coca und Cantaro. In beiden Fällen wiederholte sich das rätselhafte und gespenstische Ereignis. Zurück blieben der schlafende Olsen, der von dem nächtlichen Zwischenspiel nichts bemerkt hatte, und Manolito der mitten in der kleinen Lichtung stand und in die Dunkelheit starrte. Er verschloß sein Hemd wieder, so daß das rätselhafte Amulett nicht mehr zu sehen war.

Dann drehte er sich um, und sein Blick fiel auf den Schläfer.

„Wir sind einen großen Schritt weitergekommen“, murmelte er. „Nun können wir zum Endspurt antreten Señor…“

Er erstickte die letzte glimmende Glut mit Erde und Grasbüscheln und legte sich dann ebenfalls schlafen.

In seinen Augen leuchtete ein teuflischer Triumph, ehe er sie schloß.

*

Macabros starrte die Frau an, die am Fuß des Hügels lag, deren Kleider zerrissen waren – und die nicht von dieser Welt stammte.

Auf den ersten Blick war das zu erkennen.

Macabros näherte sich der Fremden, die von dem lautlosen Ankömmling bisher nichts gemerkt hatte. Die Fremde war offensichtlich damit beschäftigt, hinter dem bizarren Erdhügel Schutz zu suchen und sich ein Lager für die Nacht zu bereiten.

Macabros räusperte sich und sah, wie die Fremde bei diesem Geräusch förmlich erstarrte.

„Sie brauchen keine Angst zu haben“, sprach er sie an. Er bediente sich dabei absichtlich der englischen Sprache, weil er das Gefühl hatte, hier besser verstanden zu werden, als wenn er sich xantilonischer Worte bedient hätte.

Die dunkelhaarige Frau mit dem zarten Gesicht und den großen, sanften Augen stöhnte und wich zurück.

„Wer sind Sie?“ fragte sie entsetzt, und jegliche Farbe wich aus ihrem Gesicht.

„Ich heiße Björn Hellmark“, sagte Macabros einfach. Er ging auf

sie zu und zeigte seine leeren Hände. „Es geschieht Ihnen nichts. Ich glaube, wir haben das gleiche Schicksal. Sie sind nicht von dieser Welt! In dem Moment, als ich Sie sah – Ihre Kleidung. Ihre Gesichtszüge – da war mir klar: Sie kommen aus einer anderen Welt. Und ich habe mich nicht getäuscht. Sie haben die Worte, die ich in englischer Sprache an Sie richtete, verstanden. Aber Sie sind keine Engländerin und keine Amerikanerin. Ihr dunkler Teint, Ihre schwarzen Augen… der Akzent, mit dem Sie sprachen. Sie kommen aus Südamerika… oder Sie sind Spanierin."

„Ich komme aus Mexico City."

Macabros konnte es nicht fassen. „Sie wissen, wo Sie hier sind?" fragte er leise.

„Nein. Ich weiß nur, wie ich hierhergekommen bin."

Er leckte sich über die Lippen. Die Begegnung gehörte zum Bemerkenswertesten, was er hier erlebte. Trugbild oder Wirklichkeit?

Er befand sich auf Xantilon, in einer Zeit, die ein Mensch sich gar nicht vorstellen konnte. Das hier war tiefe Vergangenheit. Wie kam eine junge Frau aus Mexico City hierher?

„Wie ist es geschehen. Sagen Sie mir alles!"

Sie musterte ihn mißtrauisch. „Sie haben ein gutes Gesicht… aber…"

Sie unterbrach sich.

„Was – aber?" hakte er nach.

„Ob es Ihr wirkliches Antlitz ist – oder nur eines das mich beruhigen soll. Ich habe schon so viele merkwürdige und erschreckende Dinge hier erlebt, daß es für mich ein >unmöglich< nicht mehr gibt."

Sie wirkte ängstlich, scheu und erschrocken.

Sie blickte Macabros in die Augen, dann an ihm vorbei, als wolle sie sich vergewissern, daß er hier wirklich allein war. Sie richtete sich auf und entdeckte, daß ihre Füße in einfachen geflochtenen Schuhen steckten. Ihre Knöchel waren zerschunden, und lange Kratzer liefen über ihre Beine.

„Sind Sie wirklich allein?" fragte die junge Fremde ihn.

„Ja."

„Sind Sie auch – durch den Brunnen gekommen?"

„Was für einen Brunnen?"

Ihre Augen wurden schmal. „Sie wissen nichts von dem Brunnen?"

„Nein."

„Dann verstehe ich gar nicht. Alle kamen doch durch den Brunnen."

„Wer ist alle?"

„Die Indiomädchen – ich… und auch Juan."

Als sie den Namen nannte, zitterten ihre Lippen.

„Ja. Sie werden wohl recht haben… Sie sind anders… bei Ihnen ist es nicht passiert. Dann müssen Sie einen anderen Weg gefunden haben“, fuhr sie zusammenhanglos fort.

Macabros übereilte nichts. Er merkte, daß er auf ein großes und wichtiges Geheimnis gestoßen war. Ein Mensch war aus Mexico City hier in Xantilon angekommen! Er hatte Raum und Zeit überwunden, ohne auf die technische Errungenschaft einer Generation zurückzugreifen, die lange nach dem 20. Jahrhundert die Tachyonen entdeckte und auswertete, und die dadurch in die Lage versetzt wurde, Materie in reine Energie umzuwandeln und nach der Durchdringung von Raum und Zeit wieder in Materie.

Seit Jahrtausenden, ja, seit Jahrmillionen wurde die Erde von Besuchern aus der Zukunft beobachtet, und die Wahrscheinlichkeit, daß Menschen mit und gegen ihren Willen in andere Zeiträume versetzt worden waren, hatte bestimmt immer wieder bestanden.

Diese junge fremde Frau aber war nicht mit technischer Hilfe hierher gelangt. Sie hatte von einem geheimnisvollen Brunnen gesprochen…

Die Erfahrung hatte Macabros gelehrt, daß es viele Wege gab, andere Räume zu erreichen, andere Dimensionen. Und nun zeigte sich, daß auch die Zeit dazu gehörte.

Der Fremden war ein großer Schritt gelungen.

Aber dieser Schritt – mußte gegen ihren Willen passiert sein. Er konnte sich auch nicht vorstellen, daß jemand die Chance einer Zeitreise ergriff, um ausgerechnet eine untergehende Welt zu erreichen.

Xantilon waren nur noch einige Stunden beschieden. Und wie sich die Fremde gab, ließ das wiederum darauf schließen, daß sie sehr unglücklich war.

Trauer in den Augen. Ihr ängstliches Verhalten, ihre Verwirrung…

Sie sah aus, als befände sie sich auf der Flucht. Macabros sprach sie auch direkt darauf an, und sie bestätigte ihm das.

Die junge Frau strich sich das schwarze Haar aus der Stirn und seufzte. „Ja, Sie haben recht. Ich bin auf der Flucht. Auf der Flucht – in eine Sackgasse. Denn eine Rückkehr gibt es nicht mehr. Juans Beispiel ist der Beweis. Aber gut, er ist ein Mann…“ Wieder dieses Sprunghafte.

„Was ist der Unterschied zwischen Frau und Mann in diesem Fall?“

„Die jungen Indiomädchen, die hierherkommen, sind Beute des Schrecklichen. Sie gehören ihm, er kann mit ihnen machen, was er will. Und sie verändern sich nicht. Männer, die es riskierten… aber was rede ich da!

Eigentlich gibt es nur einen, der es riskiert hat. Das ist Juan. Aber am besten ist es, ich erzähle Ihnen die Geschichte von Anfang an,

damit Sie sich ein Bild davon machen können. Wie immer Sie auf diese grausame, menschenfeindliche Welt kamen, Björn… es muß ein anderer Weg sein als der, den Juan gekommen ist.

Es begann vor einem Monat – ja, so lange muß es schon her sein. Ich habe keinen Kalender, hier gibt’s so etwas nicht. Hier sind die Tage und die Nächte gleich, und eine Stunde reiht sich an die andere, und man glaubt, die Zeit würde stillstehen. Aber daß sie weitergeht zeigt sich daran, daß dauernd etwas Neues passiert, daß neue Opfer hinzukommen, daß die alten von Totenvögeln und Erdwürmern gejagt werden.

Es ist ein Wunder, daß ich bisher ungeschoren davongekommen bin. Ich habe die Ruinenstätte des Schrecklichen verlassen. Ich bin keinem Vogel und keinem Wurm begegnet – ich hatte Glück. – Ich bin verzweifelt“, preßte sie plötzlich hervor, und um ihre Lippen zuckte es, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Das alles ist ein Alptraum, der nicht endet. Ich bin einfach davongelaufen. Niemand hat versucht, mich zu halten. Das ist aber auch nicht nötig. Überall, wohin man gerät, herrscht das Grauen und umfängt einem eine schreckliche, unverständliche Welt. Hätte ich mich irgendwo im Dschungel verirrt, und ich hätte Sie nun getroffen – ich wäre glücklich und könnte hoffen, daß nun alles anders würde. Aber so? Sie sind ein Gefangener wie ich – wissen es vielleicht nur nicht, weil Sie auf anderem Weg hierher gelangten. Es gibt kein Entrinnen von hier.“

„Sagen Sie das nicht…“ Macabros sah sie lange an. „Wie heißen Sie?“

„Evita…“

„Nun, Evita, wo es einen Eingang gibt, gibt es auch einen Ausgang.“

Sie verzog schmerzlich die Lippen: „Das hört sich logisch an. Doch diese Logik hat hier keine Gültigkeit. Angefangen hat es eigentlich durch Juan. Ich bin Journalistin müssen Sie wissen. Durch Zufall geriet ich an eine Sache, die alte, okkulte Tätigkeiten der Mayas und Azteken beschrieb. Ein Reisender, der vor über hundert Jahren die Urwälder von Yucatan durchquerte, schrieb, daß er auf eine abseits jeglicher Zivilisation lebende versprengte Gruppe von Mayas gestoßen sei, die noch so lebe wie zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, die keinen Kontakt zur Außenwelt habe und den alten, blutdürstigen Göttern opfere. Dieser Reisende – ein Engländer namens Jackson – behauptet ferner einige Jahre bei diesen Menschen gelebt zu haben und von ihnen wie ein Freund behandelt worden zu sein. Genaue Beschreibungen der Riten zeichnen das Buch aus.

Jackson spricht von einem Opferbrunnen, dem die Maya-Priester in regelmäßigen Abständen unschuldige junge Indianerinnen

anvertrauen. In Anbetracht der Tatsache, daß das dort verborgen lebende Volk zahlenmäßig so klein ist und doch so gewaltige Blutopfer bringt, versuchte Jackson dahinter zu kommen, weshalb man diese Riten durchführte. Sicher konnten sie nicht ganz verschwinden, wenn man berücksichtigte daß sie die uralten Vorschriften befolgten – aber zumindest konnte man die Opferbereitschaft einschränken.

Jackson machte die Erfahrung, daß dazu aber keinerlei Bereitschaft existiere. Die Menschen dort fürchteten den Schrecklichen. Um das eigene Leben zu erhalten, gaben sie junges Leben und stürzten junge Indianerinnen, die von den Priestern auserwählt wurden, in die Brunnen. Ich hielt das Ganze, als ich es in einer Bibliothek in Mexico City entdeckte für einen mehr als übertriebenen Bericht.

Hier hatte – so meinte ich – der Berichterstatter seiner Phantasie freien Lauf gelassen. Aber Juan machte mich darauf aufmerksam, daß möglicherweise doch mehr dran sei, als man auf den ersten Blick glauben mochte. Juan ist… nein, war… mein Kollege…, und er kramte aus unserem eigenen Archiv eine Meldung, die im Herbst 1973 um die ganze Welt ging.

Damals nämlich fanden Suchtrupps nach siebenwöchiger Arbeit die Passagiere einer abgestürzten DC-10, die in den Wäldern von Yucatan verschwunden war und von der niemand mehr erwartete, daß man überhaupt von ihr jemals noch etwas entdeckte. Hundertsieben Passagiere waren an Bord gewesen, zweiunddreißig seinerzeit bei dem Absturz ums Leben gekommen, die anderen kamen mit dem Schrecken davon. Von den restlichen fünfundsiebzig waren vierzig Frauen gewesen. Die Überlebenden berichteten davon, daß kurz hintereinander – in den ersten drei Tagen nach dem Absturz – zehn Frauen verschwanden. Danach noch mal acht.

Die nach ihrer Auffindung davon berichteten, waren der Meinung, daß sie Kurzschlußhandlungen begingen und auf eigen Faust einen Ausweg aus dem Dilemma suchten. Sie verirrten sich dabei im Dschungel und niemand wußte, wo sie geblieben waren.

Dabei fällt doch eine Merkwürdigkeit sofort ins Auge. Warum waren es nur Frauen, die verschwanden? Juan und ich stellten fest daß die Absturzstelle gar nicht so weit von jenem Fleck entfernt lag, von dem Jackson in seinem Buch berichtet hatte. Bestand hier ein Zusammenhang? Existierte tatsächlich jene versprengte Gruppe Mayas, die ihren blutdürstenden Göttern Opfer brachte?

Die jüngsten und schönsten Frauen fehlten. Waren sie entführt worden? Das Rätsel um diese Sache ließ uns keine Ruhe, und so kamen Juan und ich eines Tages auf die Idee, auf eigene Faust in den Urwald vorzudringen, jene Route zu gehen, die auch Jackson hundert

Jahre vorher gegangen war.

Was wir entdeckten, erinnert an ein Märchen. Wir fanden das vergessene Volk – und wurden gefangengenommen. Ich wurde drei Tage später von Priestern in einen Brunnen geworfen, um die Götter zu besänftigen und um dem Schlangengott als Sklavin zu dienen.

Als ich in die Tiefe stürzte, dachte ich, nun ist alles aus. Aber dann wurde der Fall zum Schweben. Ich kam hier an in einer fremden, alptraumähnlichen Welt. Es ist die Welt des Schlangengottes, die Welt des Schrecklichen. Juan der von den Mayas festgehalten wurde, hat es geschafft, aus seinem Gefängnis zu entkommen. Er stieg in den Brunnen, obwohl er wissen mußte, daß dies verderblich war. Juan wurde wie der Schreckliche und nun existieren in der Ruinenstadt zwei Monster."

Ihre Stimme war zum Schluß immer leiser geworden, und nun versagte sie ihr vollständig.

Was Evita ihm da mitgeteilt hatte, klang ungeheuerlich.

„Wie sieht der Schreckliche aus?" fragte er.

„Er hat die Gestalt eines Menschen, aber den Kopf einer Echse. Sein Körper ist schuppig. Er ist – ein leibhaftiger Dämon. Und auch Juan ist zu einem Dämon geworden. Die geheimnisvollen Legenden der Mayas – sind Tatsachenberichte. Das Reich der Götter und Dämonen gibt es wirklich, und sie sind aus einem unerfindlichen Grund dazu verpflichtet, diesen Mächten Tribut zu zollen. Was wissen wir über die Herkunft der alten Völker über ihr Wissen und Können – ihre Geheimnisse? Die Welt gibt uns mehr Rätsel auf, als wir in all den Jahrtausenden, seitdem der Mensch denken kann, gelöst haben."

Macabros nickte. „Sie haben sicher recht, Evita. Was Sie beobachtet haben, was Sie daraus erkannten, stellt das Weltbild nicht auf den Kopf, es wird dadurch nur ergänzt. Wo Licht ist, ist logischerweise auch Schatten. Ich habe eine Bitte an Sie, Evita: führen Sie mich dahin, woher Sie kamen." Er sah ihr erschrecktes Gesicht. „Zeigen Sie mir den Weg! Vielleicht kann ich doch etwas für Sie tun. Für Sie – und Juan und die anderen Mädchen… Und auch für mich. Denn auch ich bin hier gefangen wie Sie. Wenn der Brunnen das Tor zu unserer Welt, zu unserer Eigenzeit ist – dann muß es gelingen, das Tor auch von dieser Seite aus aufzustoßen."

Er hätte ihr gern noch mehr gesagt über seine Vermutungen. Aber er schwieg, weil er befürchtete, die verstörte junge Journalistin, deren Leben seit einiger Zeit ein einziger Alptraum war, noch mehr zu verwirren.

Irgend etwas von dem, was Evita gesagt hatte, konnte nämlich nicht stimmen.

Schon seit jeher sollte es so sein, daß Maya-Priester, um den Schrecklichen zu besänftigen, die schönsten Mädchen des Volkes in

den Opferbrunnen stießen?

Das konnte nicht sein! Bis vor wenigen Wochen war dieses Land noch ein blühendes Paradies gewesen. Die Ruinenstadt und den Schrecklichen gab es davor nicht!

Macabros wollte dem Geheimnis auf die Spur kommen.

*

Der Sturm tobte, die Wellen peitschten über das Deck. Masten brachen.

Wie ein welkes Blatt wurde der ohnmächtige Hellmark über die Planken getrieben.

Eine Strickleiter, die von einem geknickten Mast baumelte, wurde für ihn im wahrsten Sinn des Wortes zum Rettungsanker.

Er verfing sich darin und wurde hart gegen die Deckaufbauten geschleudert, daß es dumpf krachte. Aber dieses Geräusch ging unter in dem allgemeinen Getöse.

Die Klappen, welche die Stufen nach unten verdeckten, schwangen hin und her, die Scharniere quietschten. Hände streckten sich aus der Lukenöffnung und griffen nach dem reglosen Körper, der wie eine Marionette in den Strickleitertauen pendelte.

Gischt schäumte um den Bugspriet. Berghohe Wellen türmten sich auf und brachen über dem Schiff, das zum Spielball der Gewalten geworden war, krachend zusammen.

Der Sturm heulte, die tiefhängenden Wolken sahen aus wie bizarre Ungetüme, die gurgelnd und schmatzend und bebend über sie hinwegzogen.

Hellmark schleifte über die schmierigen Planken. Vier Hände gleichzeitig ragten ihm entgegen und verfehlten ihn. Ein Brecher schwappte über ihn hinweg. Rauschend brach der Wasserschwall in die Luke ein, schwappte über die Männer hinweg und schleuderte sie zurück. Die beiden Seeleute flogen gegen die Wand, waren von einer Sekunde zur anderen durchnäßt rappelten sich wieder auf und liefen erneut vor.

Das Schiff schlingerte. Es war unmöglich, festen Halt zu bekommen. Die beiden Männer, die versuchten Hellmark in den bis jetzt noch sicheren Bauch des Schiffes zu ziehen, um hier unten das Ende des Unwetters abzuwarten, krallten sich in die Messingringe und Taue und zogen sich nach oben. Ihre Herzen schlugen, als wollten sie zerspringen, und ihre Lungen keuchten.

Hellmarks Beine ragten über die Luke hinweg. Vier Hände streckten sich ihm abermals entgegen, packten ihn und zogen ihn nach innen. Ehe der nächste Brecher kam hatten seine Helfer die Taue geklappt und zogen ihn in die Tiefe. Die Luke wurde herabgeklappt.

Wie von einer Riesenfaust wurde das Schiff hin und her geschüttelt. Die Männer, die den ersten Ansturm überstanden hatten, kämpften nun darum das Schiff trotz aller scheinbaren Hoffnungslosigkeit doch noch durch den Sturm zu bringen.

Sie waren in Küstennähe. Es gab hier zahlreiche kleine Buchten. Wenn es ihnen gelang, das Schiff dorthin zu bringen, war schon viel gewonnen.

Es galt, das Ruder zu halten.

Hasard Kolon kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung gegen die Macht des Sturms. Der junge Mann klebte wie angewachsen am Steuer, und Vonx unterstützte ihn. Ein Mann allein brachte die Kraft nicht mehr auf, es zu halten. Sie brüllten sich gegenseitig Befehle zu, aber einer verstand immer nur die Hälfte. Der Orkan riß ihnen die Worte von den Lippen.

Das Ruder wurde herumgedrückt, und selbst zu zweit schafften sie es nicht mehr, es zu halten. Sie wurden beide von der Wucht mitgerissen und hingen darauf wie auf einem Foltergerät.

„Wir schaffen es nicht!“ brüllte Vonx. „Der Orkan ist zu stark.“

„Wir müssen… durchhalten.“

Das war leichter gesagt als getan.

Das Schiff wurde auf den berghohen Wellen zu einer tanzenden, steuerlosen Nußschale. Die Gewalten, die sich hier austobten, schienen nur ein Ziel zu verfolgen: das Schiff nicht in Küstennähe kommen zu lassen, sondern es in das offene Meer hinauszutreiben.

„Wie lange noch Hasard?“

„Wir müssen den Sturm… besiegen… es ist kein normaler Sturm… Dämonenwerk… so beginnt kein Orkan… dieser Angriff gilt Kaphoon… als er das Bewußtsein verlor…“

Hatte es begonnen ergänzte Vonx den Satz für sich selbst, der im Tosen unterging.

„Durchhalten… bis er zu sich kommt…“

„Wie lange kann das dauern, Hasard?“

„Ob kurz oder lang… wir dürfen nicht aufgeben, wir müssen das Schiff halten…“

Es war, als hätte es nur dieser Worte bedurft, um die wild sich gebärenden Mächte nur noch stärker anzustacheln.

Das Bug stieg steil in die Höhe, als die See sich aufbäumte. Das Schiff wurde auf den obersten Wellenkamm gehoben und stieß dann steil nach unten, wobei es Fahrt aufnahm wie eine Rakete.

„Es ist hoffnungslos!“ brüllte Vonx. Er klammerte sich mit Armen und Beinen an das Steuerrad – und das drehte plötzlich durch. Die Verbindung zum Ruderblatt war gerissen. Wie auf einer blitzschnell sich drehenden Scheibe rotierten Vonx und Hasard Klon mit dem Steuer.

Die beiden völlig durchnäßten Männer hatten Mühe sich zu halten.

„Es ist aus, Hasard, wir schaffen es nicht!“

Alles wies darauf hin, daß Vonx recht hatte. Das Schiff wurde steuerlos weit ins Meer hinausgetragen, weg vom Küstenstreifen, der ihre einzige Hoffnung gewesen war.

*

„Señor… Señor Olsen, wachen Sie auf!“

Er hörte die Stimme wie durch eine Wattewand und kam im ersten Moment gar nicht zu sich. Der anstrengende Marsch durch den Urwald hatte ihn ermüdet, zumal sie in der Treibhausatmosphäre dieser Wildnis schneller vorangekommen waren als er erwartet hatte. Manolito hatte zur Eile gedrängt. Das fiel ihm jetzt zwischen Wachen und Träumen auf.

Und Manolitos Stimme war es, die rief.

Was wollte der Indio von ihm?

Dann war Kay Olsen blitzartig wach.

Er richtete sich auf. „Ja, Manolito? Was ist denn los?“

„Ich bin eben aufgewacht, Señor… José und die anderen…“ Mehr brauchte er nicht zu sagen.

Olsens Kopf flog herum, und er starrte auf die zurückgeschlagenen Netze und die Nachtlager. Leer…

„Wie ich vermutet habe“, murmelte Manolito.

Kay Olsen kam unter seinem Schutznetz hervor, zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

Seit er sich hingelegt hatte, war noch keine Stunde vergangen.

„Sie sind weg… verdammt noch mal, sie haben uns tatsächlich im Stich gelassen und…“ Er zog hörbar die Luft durch die Nase riß einen Zweig von einem Busch und zerbrach ihn in lauter kleine Stücke.

„Es war zu erwarten“, begann Manolito wieder. „Es ist auch kein Wunder… wir sind näher herangekommen, als sie wissen konnten… das hat sie geängstigt, und sie müssen einfach davongelaufen sein.“

„Verrückt… die ganze Welt ist verrückt!“ stieß Olsen hervor und verstand sie nicht mehr. Er war wütend. Seine Stirnader schwoll an, und ehe der Indio sich versah, packte er ihn am Hemdkragen und zog ihn zu sich heran. „Und jetzt rückst du mit der Sprache raus, Kerl! Ich habe mich lange genug von dir an der Nase herumführen lassen. Was geht hier vor? Was weißt du, worüber du bisher nur in Andeutungen zu mir gesprochen hast? Ich will es wissen, und du wirst es mir sagen.“

Manolitos Augen blickten kalt. Olsen registrierte ihr Glitzern in der Dunkelheit und ein Schauer lief über seinen Rücken.

„Sie drohen mir“, stellte der Indio einfach fest. „Das ist nicht gut. Sie sollten froh sein, daß Sie mich haben…“

Olsen lachte rauh. „Narr! Ich habe dich mitgenommen, weil José dich mir empfohlen hat.“

„José ist Ihnen nicht geblieben. Ich aber bin noch bei Ihnen, vergessen Sie das nicht! Und nun lassen Sie mich los! Was Sie tun, ist eines zivilisierten Menschen nicht würdig. Allerdings, für einen…“ Hier brach er abrupt ab.

Olsen lief puterrot an.

Mörder, hallte es in ihm. Manolito hatte wieder Mörder sagen wollen… Das Wort lag förmlich in der Luft. Aber im letzten Augenblick besann er sich offenbar eines anderen.

Wie im Krampf lösten sich seine Finger vom Hemdkragen des Eingeborenen.

Der lächelte maliziös. „So ist es recht. Wir sitzen doch in einem Boot.“

„Was für ein Mensch bist du?“ fragte Olsen rauh.

„Ich glaube, das gleiche könnte ich sagen. Doch davon wollen wir nicht sprechen. Jeder respektiert den anderen – das ist die beste Methode.“

Der Deutsche wollte etwas sagen, aber im Ansatz des Sprechens zuckte er zusammen.

Laut und deutlich hörte er das Geräusch.

„Schritte, Manolito…“, stieß er rauh hervor.

„José, Cantaro, Coca! Sie sind noch in der Nähe!“ Er warf den Kopf herum, starrte in die Finsternis, riß die Stablampe aus seinem Handgepäck und schaltete sie an. Grell stieß der Lichtstrahl in die Finsternis.

„Nicht!“ Manolito drückte ihm die Hand herunter und knipste den Schalter aus, ehe Olsen es verhindern konnte.

„Was soll das!“ Er war so gereizt, daß er Manolito am liebsten an die Kehle gesprungen wäre. Der Indio benahm sich unmöglich, und Kay Olsen hatte immer mehr das Gefühl, daß er nicht der Befehlsgeber war, sondern daß er Befehle empfing.

„Pst! Sie sind in der Nähe. Es ist gut, daß ich Sie geweckt habe.“

„Sie? Wer sind Sie?“

„Die Leute, die Sie suchen, die Menschen, deren Nähe José und die anderen fühlten und mit denen sie nicht zusammentreffen wollten. Die letzten Mayas, Señor. Ich muß eines zugeben: auch ich habe mich getäuscht. Ich vermutete sie weiter entfernt. Aber wir sind ihrem Ort näher, als ich wissen konnte. Nun, ich war lange Zeit nicht mehr hier gewesen… in dreihundert Jahren kann man auch mal etwas vergessen.“

Olsen klappten die Mundwinkel herunter.

„Sag das noch mal, Manolito!“

„Dreihundert Jahre… vielleicht sind es auch vierhundert. So genau erinnere ich mich nicht.“

„Da warst du – hier?“

„Ja! Im vergessenen Dorf, in dem sich nichts geändert hat.“

Dieser Mann war verrückt! Nur ein Wahnsinniger konnte so reden…

Er selbst kam sich schon verrückt vor. Manolito legte den Finger auf die Lippen, und die beiden Männer lauschten.

Zweige krachten, leises Rascheln… Olsen war eher geneigt anzunehmen, daß sich dort ein Tier in der Nacht bewegte.

Dann verebbten die Geräusche.

„Sie sind weg“, sagte Manolito. „Wir sollten keine Zeit verlieren!“

Olsen kniff die Augen zusammen. „Was soll das schon wieder heißen?“

„Daß wir uns umgehend auf den Weg machen sollten. Diese Leute haben ihre eigenen Gesetze. Was in der Zivilisation geschieht, interessiert sie nicht, denn eine andere Welt als die ihre kennen sie nicht. Hier herrschen sie, hier bestimmen sie. Wenn sie bei ihren nächtlichen Streifzügen auf andere stoßen – dann nehmen sie diejenigen gefangen. Davor hatten José und die anderen Angst.“

„Wenn ich alles, was du mir bisher gesagt hast, kritiklos hinnehme, bleibt immer noch eines, was mir nicht in den Kopf will: Woher wissen José und die anderen, daß ihnen hier Gefahr droht – und warum droht uns diese Gefahr nicht?“

„José ist ein Indio wie die anderen. Instinktiv fühlt er, was richtig für ihn ist. Diesmal wäre er zu weit gegangen. Das wollte er nicht. Also ließen sie uns allein. Gefahr für uns nur insoweit, daß Sie einen Fehler machen könnten, Señor. Ich selbst riskiere nichts.“

„Obwohl du ein Indio bist?“

„Obwohl ich ein Indio bin, ja. Sind Sie froh, daß ich Sie begleite. Es wird die faszinierendste Reise Ihres Lebens werden, eine Reise, die Sie nie vergessen! Und nun, lassen Sie uns nicht länger warten. Ich weiß, Sie sind müde. Doch das darf Sie jetzt nicht abhalten zu tun, was getan werden muß. Wir müssen weiter! Das Dorf ist ganz in der Nähe. Wir werden willkommen sein, wenn wir selbst dort einkehren. Das ist ihre Art von Gastlichkeit, und Sie werden – noch in dieser Nacht – etwas erleben, wovon Sie nicht mal gewagt haben zu träumen, Señor. Es ist eine Opfernacht!“

Olsen griff sich an den Kopf und kniff sich ins Ohr, bis es schmerzte. Ja, er wachte, und was er hörte, wurde jetzt in diesem Augenblick gesprochen.

„Woher weißt du das alles, Manolito?“

„Ich habe das alles schon mehr als einmal erlebt. Deshalb.“

*

Sie nahmen nur das Notwendigste mit und wieder war es Manolito, der die Initiative ergriff und Olsen wissen ließ, was er für das Notwendigste hielt.

Der Großteil der Ausrüstung mußte notgedrungen zurückbleiben, weil die Träger fehlten. Sie beschränkten sich auf Speisen und Getränke, die Decken und auf seinen Fotoapparat und die Filmausrüstung wollte Olsen auf keinen Fall verzichten.

Diese mitternächtliche Safari fand er lächerlich. Sie kamen nur langsam voran. Es war stockfinster, und Manolito bestand darauf, daß die Taschenlampen nur von Zeit zu Zeit kurz angeknipst wurden.

Eine halbe Stunde verging, eine dreiviertel Stunde…

Im stillen schalt sich Olsen einen Narren, daß er dieses Theater mitmachte. Aber dann fragte er sich, was ihm anderes übrigblieb. Die Rollen hatten sich gewandelt. Er war in der Tat auf seinen Begleiter angewiesen, der seiner Meinung nach die tollsten Dinge auftischte und Spaß daran zu haben schien, den Weißen zu irritieren.

Plötzlich verharrte Manolito in der Bewegung. „Ich glaube, wir sind da“, sagte er nur.

Sie standen auf einer etwa fünfzig Quadratmeter großen Lichtung. Auf der einen Seite fiel der Boden leicht nach unten ab.

„Ich kann nichts sehen“, knurrte Olsen. Er ließ die Taschenlampe kreisen. Auf vor Leben strotzendem Blattwerk hockten schillernde Insekten, deren Chitinpanzer das Licht reflektierten.

Feuchtigkeit hing an den Blättern und den Lianen, und eine unheimliche Ruhe breitete sich um sie herum aus.

Und das war das Bemerkenswerte, das dem Deutschen auffiel. Die ganze Zeit über hatten sie die ewigen Geräusche des Urwalds begleitet, Geräusche, die auch nachts nicht verstummten. Rundum herrschte Leben, das sich regte und bemerkbar machte. Aber hier – Totenstille…

Wortlos ging Manolito auf die andere Seite der Lichtung und verschwand hinter einem mächtigen, uralten Baum.

„Kommen Sie, Señor… hier ist es!“

Wie in Trance folgte Olsen nach und glaubte seinen Augen nicht trauen zu können, als er sah, was Manolito tat.

Der Indio hockte auf dem Boden. In unmittelbarer Nähe des Baumes war die Erde aufgeworfen, als erhebe sich hier ein kleiner Hügel.

Der Boden war so hoch gedrückt, daß sich die weitverzweigten Wurzeln zeigten und wie überdimensionale Spinnenbeine wirkten, die den Stamm trugen. Die Wurzeln bildeten im Boden regelrechte Löcher,

aber die waren erst zu sehen, als Manolito das Dickicht beiseite drückte und darin verschwand.

„Kommen Sie, Señor!“ hörte er die Stimme des Indios, die aus dem Boden unter seinen Füßen kam. Und Manolitos Hände tauchten wieder auf und teilten den Blättervorhang. „Es geht hier weiter!“

Olsen hielt den Atem an, ging in die Hocke und starrte in das dunkle Erdloch. Er leuchtete auch hinein, doch der Strahl konnte das nebelhafte Dunkel nicht ausloten.

Unter dem Wurzelwerk des riesigen Baumes befand sich ein unvorstellbarer Hohlraum. Der Ingenieur und Privatforscher konnte bequem hineinkriechen. Der Boden unter seinen Füßen war hart und lehmartig. Der Blattvorhang schloß sich wieder, und von draußen war dieses Tor in eine geheimnisvolle Unterwelt nicht zu ahnen.

Der Weg, den sie zwischen modrig riechenden Pflanzenresten und feuchtem Wurzelwerk gingen, wirkte gespenstisch in seiner Erscheinung. Er schlängelte sich nach unten, und das Wurzelwerk bildete ein dichtes, undurchdringliches Netz zu beiden Seiten.

Die unterirdische Höhle war so groß, daß sie bequem aufrecht gehen konnten.

„Was sagen Sie nun?“ fragte Manolito einmal, stehenbleibend und den Mann anblickend, dessen Gesicht geisterhaft bleich in der Dunkelheit leuchtete.

Olsen schluckte nur, und zuckte die Achseln. Er war überwältigt und konnte nichts sagen.

„Wir sind jetzt genau unterhalb der Lichtung, auf der wir vorhin standen“, fuhr Manolito nach einem Augenblick fort. „Ich möchte nicht wissen, wie viele Menschen schon die Lichtung passierten, ohne zu ahnen, was sich da unter ihren Füßen befand.“

Eine eigene unbekannte Welt!

Obwohl alle Vernunft dagegen sprach, mußte Olsen sich den Tatsachen beugen.

Schon nach wenigen Minuten kamen sie aus dem Gewirr des gigantischen Wurzelwerks heraus und standen mitten zwischen wild wuchernden Sträuchern, die nicht weniger dicht standen als die Pflanzen oben.

Die Blätter waren grün. Sie produzierten Chlorophyll! Aber das widersprach den Naturgesetzen… Hier unten traf nie ein Sonnenstrahl die Pflanzenwelt, hier unten konnte nichts wachsen, nichts gedeihen. Aber die Wirklichkeit sprach gegen die Logik.

„Wie ist das nur möglich“, entrann es sich den Lippen des Weißen, ohne daß es ihm bewußt wurde.

Er kam aus dem Erstaunen nicht mehr heraus. Alles, was er hier sah – erinnerte an einen Traum. Mehr denn je war er geneigt, alles für eine phantastische Traumreise zu halten.

Sicher lag er bei Sonja im Bett, befand sich in diesen Minuten in München – und alles war gar nicht wahr!

Sie gingen einen Pfad, der ausgetreten war. Hier waren schon andere vor ihnen gegangen.

Der Boden war wellig und mündete auf eine Art Galerie, die sich wie ein geglätteter Erdhaufen aus dem Boden schob.

Von hier aus hatte man einen vortrefflichen Blick auf einen freien Platz, von dem aus flackerndes Licht zu ihnen hoch drang.

Manolito machte die Geste, still zu sein. Er selbst legte sich auf den Bauch, ließ das Gepäck kurzerhand liegen und robbte nach vorn bis zum Ende des Erdvorsprungs.

Olsen folgte dem Beispiel des Indios.

Das Traumgeschehen, für das der Deutsche alles hielt, strebte einem neuen Höhepunkt entgegen.

Er glaubte durch ein Fernrohr in die Vergangenheit zu sehen.

Ein kleines Mayadorf befand sich unter ihm… Es gab einen Pyramidentempel, einen freien Platz davor. Statuen der schrecklichen Götter, deren Namen sich ihm unwillkürlich aufdrängten, und – es gab die Menschen, die genau in diesen Rahmen paßten.

Junge, braunhäutige Gestalten, mit farbenprächtigen Umhängen und schillerndem Federschmuck versehen, weckten sein Aufmerksamkeit.

Ein Zug von jungen Männern bewegte sich durch das Dorf. An der Spitze des Zuges gingen die Priester. Hochgewachsene Männer mit besonders auffälligem Federschmuck und langen, wallenden Umhängen.

Der vorderste Priester führte wie eine Herde in ihr Schicksal ergebener Esel drei ausgesprochen hübsche junge Mädchen hinter sich her, die an einem Tau aneinander gebunden waren und die Köpfe gesenkt hielten. Die Maya-Mädchen waren in farbige, sanft fallende Gewänder gekleidet, und die Umrisse ihrer schlanken Körper waren deutlich auszumachen.

Die Priester und das Gefolge stimmten einen unverständlichen Singsang an. Worte und Silben kamen darin vor, die Olsen erschauern ließen, ohne daß er auch nur das geringste davon verstand.

Wovon er sich immer ein Bild gemacht hatte, hier spielte sich eine wirkliche Szene ab. So war es gewesen. So war es noch heute? Aber doch nur im Traum?

Die Priester, die Mädchen und die jungen Krieger, die mit Pfeil und Bogen und Speeren bewaffnet waren, umkreisten einmal den freien Platz. Die Priester versprengten aus einer Schale Reis und eine dunkle Flüssigkeit, die an Blut erinnerte.

Olsen lag da, als wäre er erstarrt, und seine Augen waren weit aufgerissen als würde er dadurch noch mehr wahrnehmen.

Noch eine Runde – dann wandten sich die Priester nach links. Dort begann der Dschungel, in den eingebettet das vergessene Dorf lag.

Olsen reckte den Hals.

Der Deutsche rutschte nach rechts, um von dort aus den Zug zu verfolgen. Die Priester gingen den Dschungelpfad, der genau vor einem gemauerten Brunnen hielt.

Die jungen Krieger traten zurück, bildeten einen Halbkreis an der gegenüberliegenden Brunnenseite, und ein Priester stellte sich genau vor dem Brunnen auf. Die erste Jungfrau wurde ihm gereicht.

„Nein“, murmelte Olsen und griff an seine Kehle. „Er will sie in den Brunnen stürzen! Er will sie töten! Sie sind noch so jung…“

„Unternehmen Sie nichts, um Himmels willen, Señor!“ zischte Manolito noch. Aber Kay Olsen war wie in Trance, als er aufsprang. Die Plattform, auf der sie angekommen waren, lag nur gute drei Meter über dem Erdboden.

Manolito sprang ebenfalls auf und packte Olsen am Oberarm. „Unternehmen Sie nichts!“ preßte er hervor, der ahnte, was in Olsens Kopf vorging „Sie müssen tun, was sie ihren Göttern schuldig sind.“

Olsen schlug einfach zu. Seine Rechte knallte in Manolitos Gesicht, seine Linke stieß ihn vor die Brust, daß der Überraschte nach hinten flog.

Der sportlich durchtrainierte Deutsche wirbelte herum, sprang in die Tiefe, kam federnd auf und stürmte den schmalen Pfad entlang, auf den Brunnen zu, an dem der Priester sein erstes Opfer erwartete. Eines der Indiomädchen wankte wie unter einem Bann stehend auf den Brunnenrand zu. Dieser Rand war so niedrig, daß sie sich nur vornüber zu beugen brauchte, um sich in die unergründliche Tiefe der Opferstätte zu stürzten.

„Aufhören! Zurück!“ Olsens Stimme überschlug sich. Er jagte auf den Brunnen zu, riß im Laufen seine Pistole aus der Ledertasche, richtete den Lauf in die Luft und drückte ab.

Ein Schuß bellte auf, sein Echo hallte durch die Luft, die Mayas rissen erschreckt die Köpfe herum.

Doch wenn er glaubte, durch sein Auftauchen Verwirrung und Einhalt zu gebieten, daß er mit seiner Waffe Furcht und Schrecken verbreitete, so irrte er sich.

Er warf sich dem Mädchen entgegen, das sich über den Rand beugte, um von der Hand des Priesters in die Tiefe gestürzt zu werden.

„Das dürft ihr nicht tun!“ Alles in ihm sträubte sich gegen das grausame Ritual, das er hier miterlebte und das eines zivilisierten Menschen unwürdig war. Auch diese Indios wußten, was Mord war. Vielleicht handelten sie unter Druck, unter Zwang.

Er wollte das Mädchen packen. Aber er kam eine Zehntel Sekunde zu spät.

Die Indianerin wurde über den Brunnenrand gestoßen und verschwand. Langgezogen und schrecklich hallte ihr Schrei aus der Tiefe, bis er verebbte.

*

Da wurde er gepackt.

Zwei, drei, vier Hände gleichzeitig rissen ihn zu Boden. Instinktiv zog Olsen die Beine an, stieß sie einem Indio in die Magengrube, daß der einen Laut von sich gab, der entfernt an einen röhrenden Hirsch erinnerte, und wollte den gleichen Trick noch mal anwenden. Doch da erhielt er von der Seite her einen Tritt, daß er glaubte, seine Eingeweide würden zerreißen.

Sekundenlang wurde es ihm schwarz vor Augen.

Er war der Übermacht nicht gewachsen und unterlag. Innerhalb von dreißig Sekunden machte man ihn fertig. Die Krieger brauchten sich nicht mal die Mühe zu machen, ihn zu fesseln und zu knebeln. Zahlreiche Fußtritte und Faustschläge ins Gesicht hatten ihn lädiert.

Keuchend lag Olsen auf dem Boden. Man schleifte ihn kurzerhand zur Seite und warf ihn gegen das Gebüsch.

Trotz seiner ausweglosen Lage versuchte er noch mal auf die Beine zu kommen, um das Ritual zu unterbrechen. Er schaffte es nicht. Er brach immer wieder zusammen und hatte das Gefühl, als hätte man jegliche Kraft aus seinen Muskeln herausgeschlagen.

Alles um ihn herum war verschwommen. Der Brunnen, die Gestalten der Priester – die Mädchen, die geopfert wurden. Er nahm alles nur schemenhaft wahr und hörte die Schreie der Opfer wie aus weiter Ferne.

Jemand bewegte sich neben ihm. Ein Gesicht schälte sich aus dem wallenden Nebelschleier vor seinen Augen.

Manolito!

„Warum tust du… nichts… Indio“, preßte Olsen gequält hervor.

„Ich sehe keinen Grund.“

„Die Mädchen, deren Leiber zerschmettern – ist das kein Grund?“

„Ein Ritual unterbricht man nicht. – Ich habe Sie noch gewarnt, Señor. Sie wollten immer mal das Leben in den Mayadörfern kennenlernen, wie es wirklich gewesen ist. Nun haben Sie die Gelegenheit, und Sie respektieren nicht die Lebensart unserer Gastgeber.“

„Gastgeber!“

„Ja, Gastgeber. Wäre ich nicht dazu gekommen, man hätte solange auf Sie eingeschlagen, bis Sie sich nicht mehr gerührt hätten. Ich konnte die Priester davon überzeugen, daß Sie alles nicht so gemeint haben, daß es nicht in Ihrer Absicht lag, das Ritual zu unterbrechen.

Sie wie ich – dürfen hier sein, und niemand wird uns ein Haar krümmen."

Olsen richtete sich auf. Sein Blick wurde klarer, seine Atemzüge wieder tiefer.

„Das will viel heißen", fuhr Manolito unbeirrt fort, „wenn man bedenkt, daß Sie eben in die ureigensten Angelegenheiten eines alten Volkes eingegriffen haben. Durch Ihr Verhalten hätten Sie beinahe alles zunichte gemacht."

*

Olsen kam sich vor wie ein ungezogenes Kind, als Manolito ihm behilflich war. Wankend kam er auf seine Füße zu stehen.

Keine Strafe, nur der vorwurfsvolle Blick Manolitos…

Der Deutsche sah, daß die Priester und Krieger den Pfad ins Dorf zurückgingen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

„Und es ist doch ein Traum!" stieß er hervor.

„Nein, es ist keiner", ließ Manolito ihn wissen.

„Laß mich an den Brunnen, Manolito!"

Olsen ließ nicht locker. Wenn er sich mal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann führte er es durch, egal welche Konsequenzen er ziehen mußte.

Er wankte auf die Opferstätte zu und stützte sich auf den Mauerrand. Manolito wich nicht von seiner Seite.

Olsen starrte in die unergründliche Dunkelheit und zuckte zusammen, als er sah, daß an zwei massiven Eisenhasen ein daumendickes Tau befestigt war, das tief in den Brunnen baumelte.

Es gab ihm einen Stich ins Herz. „Was bedeutete das, Manolito? Heißt das, daß die Priester zu einem bestimmten Zeitpunkt vielleicht noch in die Tiefe steigen, um nachzusehen, ob die Mädchen auch wirklich tot sind?"

„Nein, das bedeutet es nicht, sondern vielmehr, daß damit der verehrten Gottheit der Weg in dieses Dorf geebnet, ist. Es bedeutet, daß er jederzeit kommen kann, um sich davon zu überzeugen, daß hier seine treuen Diener bereit sind, ihn zu empfangen."

„Wahnsinn… alles stimmt nicht… nichts paßt hier zusammen…", preßte Olsen hervor und wischte sich über seine schmerzenden Augen. „Diese phantastischen Geschichten passen zu dir, Manolito. Entweder habe ich den Verstand verloren, oder du bist einer der größten Scharlatane die mir jemals über den Weg gelaufen sind. Dann ist all das, was ich hier sehe und ergebe, ein einziges großes Trugbild, ein Mosaik des Grauens und der Phantasie."

„Es ist die Wirklichkeit! Ein Mensch, der sich zwanzig Jahre seines Lebens danach sehnt, ein Geheimnis zu lüften, sollte doch eines Tages

belohnt werden. Keiner hat sich so zielstrebig und so intensiv um die wirkliche Kultur und die Herkunft der Mayas befaßt, keiner war vor allen Dingen bereit, soviel zu geben – wie Sie, Señor Olsen. Haben Sie nicht mal in einer besonderen Stunde das Folgende gesagt: >Ich bin bereit, alles, was ich besitze, hinzugeben, auch mein Leben, wenn es sein muß, wenn ich nur mit hundertprozentiger Sicherheit erfahren könnte, wie es damals wirklich gewesen ist. Ich wäre sogar dazu bereit, ein Pakt mit dem Teufel einzugehen!< – Das haben Sie gesagt, Señor."

Olsen hatte das Gefühl, als ob eine eisige Hand seinen Kopf und seinen Rücken hinabfahre.

„Gesagt, Manolito – diese Gedanken habe ich gedacht, aber nie ausgesprochen!" Sein Gesicht wirkte gespenstisch weiß, als er sich umdrehte.

„Nun, ob gedacht oder ausgesprochen, darauf kommt es nicht an. Nur auf die Intensität des Wollens und Wünschens kommt es an. Und auf die Bereitschaft. Die war in hohen Maß vorhanden."

„Manolito..."

„Ich weiß, was jetzt in Ihrem Kopf vorgeht. Señor. Nein, ich bin nicht der Teufel. Vielleicht ein Abgesandter, ein Bote – der Ihnen die Wünsche erfüllen soll. Aber ich bin noch mehr." Er öffnete sein Hemd, und Olsen erblickte das Amulett mit der grünen Schlange und dem geisterhaften, seltsamen Schädel in dem er einmal eine Echse, ein andermal ein Mittelding zwischen Echse und Mensch zu erkennen glaubte.

„Was ist das, Manolito?"

„Das Bild des Schlangengottes. Diesem Gott muß ich zugeordnet werden, denn ich verehre ihn, wie die Mayas ihn in diesem vergessenen Dorf verehren – und deshalb über die Jahrhunderte hinweg dank seines Einflusses unentdeckt geblieben sind. Dieses Amulett ist mein Schutz – und auch der Ihre gewesen. Hätte ich es nicht vorzeigen können, man hätte uns beide niedergemetzelt. So aber läßt man uns in Ruhe, wir können uns hier im Dorf frei bewegen, und niemand wird uns daran hindern."

„Was für ein Mensch bist du bloß, Manolito?" Olsen wußte schon nicht mehr, wie oft er diese Bemerkung hatte fallen lassen, wie oft ihm diese Frage durch den Kopf gegangen war. „Manchmal könnte ich dich verfluchen – dann wieder bin ich froh, daß du da bist. Ja, du hast recht. Etwas muß es wohl sein, das uns schützt. Das Verhalten der Indios uns gegenüber ist nämlich alles andere als normal."

„Sie haben sich in ihre Hütten zurückgezogen. In dieser Nacht wird keiner mehr auftauchen, um zum Brunnen zu kommen. Dies ist Ihre Chance, Señor Olsen."

„Meine Chance, Manolito? Wie meinst du das?"

„Sie wollen einen Brunnen sehen, wie er wirklich war. Sie haben andere sogenannte Totenbrunnen aufgesucht, ohne auch nur den geringsten Hinweis dafür zu erhalten, daß nach dem Ritual auch wirklich Tote dort unten lagen.“

„Was soll sonst darin liegen?“

„Vielleicht möchten Sie sich davon überzeugen, Señor?“

Kay Olsen zuckte zusammen. „Ich soll…“

„Es war Ihre eigene Idee! Jetzt können Sie. Die Luft ist rein. Niemand wird Sie daran hindern, es zu tun. Jetzt ist der Vorgang noch frisch. Überzeugen Sie sich, was mit dem Mädchen geschehen ist…“

Was für ein Vorschlag! Nur ein krankes Hirn konnte sich etwas Derartiges ausdenken. Aber noch während diese Zweifel und diese Kritik sich in ihm breit machten, tauchte noch ein anderer Gedanke auf, einer, der das andere verdrängte und Manolito recht gab.

Es stimmte. Olsens Hirn hatte diesen Gedanken zum ersten Mal gedacht.

„Ich kann nicht“, preßte er hervor.

„Warum nicht?“

„Die Auseinandersetzung mit den Mayas. Ich bin viel zu schwach… ich könnte mich nicht halten… ich kann ja kaum auf den Beinen stehen… diese Kraftlosigkeit… ich muß mich erst noch ausruhen, erholen. Später dann, vielleicht…“

„Später kann es zu spät sein. Ich werde Ihnen auch hier helfen, Señor, damit Sie merken, daß ich es nur gut mit Ihnen meine.“

„Wie willst du mir helfen, Manolito? Willst du etwa für mich in die Tiefe steigen um…“ aber noch während er das sagte, spürte er am eigenen Leib, was der Indio meinte.

Die Schwäche in den Gliedern war plötzlich verschwunden. Wenn er seine Muskeln und Sehnen bewegte, fühlte er die alte Spannkraft.

Teufelswerk! Er hatte offenbar doch einen Pakt mit dem Satan geschlossen. Manchmal genügen schon Gedanken…

Die Schmerzen waren wie weggeblasen, und die Neugierde, zu versuchen, was er schon immer tun wollte und wozu er nie Gelegenheit hatte, wurde von Sekunde zu Sekunde größer.

„Ich wag’s!“ Gesagt, getan. Er setzte sich auf den Brunnenrand, und Manolito nickte ihm aufmunternd zu.

„Sie werden es nicht bereuen, Señor. Es geht nur heute und in dieser Nacht. Es wird keine andere Gelegenheit mehr folgen.“

Olsen umfaßte das Tau und zog fest daran, um die Qualität und den Sitz der Eisenringe zu kontrollieren.

Die Metallringe saßen fest wie einbetoniert. Das Tau befand sich in bestem Zustand.

„Eine Frage noch Manolito…“

„Señor?“

„Du weißt, was vorhin geschehen ist, als ich versuchte, eines der Mädchen zu retten. Gesetzt den Fall – ich finde unten eine, die nicht tot, sondern nur verletzt ist. Ich muß ihr helfen, ich möchte ihr helfen…“

„Sie können es tun, Señor.“

„Und nichts wird mir geschehen?“

„Nein, dafür sorge ich.“

Da ließ Olsen sich herab und verschwand in der Finsternis.

*

Manolito stand da wie eine Salzsäule.

„Dein Schicksal ist entschieden, Kay Olsen“, murmelte er halblaut, während er das Amulett gedankenverloren durch die Finger gleiten ließ. „Seit die Erde existiert, hat der Schlangengott Opfer gefordert und erhalten und sich dieses Tor zu jenen offen gehalten, die unter seine Abhängigkeit geraten sind. Doch die Zeichen der Zeit stehen auf Sturm! Der Schreckliche konnte sein Reich noch einmal auf der Insel der Götter, auf Xantilon, erstehen lassen. Warum das so ist, warum es so sein muß – das wirst du alles verstehen. Du wirst die Rätsel und Fragen lösen, die dich seit jeher beschäftigen, du wirst Antworten darauf erhalten. Aber du wirst keine Gelegenheit mehr haben, mit anderen darüber zu sprechen. Denn du wirst von Stund an ein anderer sein, einer, der den Schrecklichen versteht, der das Tor in sein Reich benutzt hat, der so sein wird – wie er…“

*

Er hatte nicht die geringste Angst, obwohl brodelndes Dunkel ihn einschloß und er nicht wußte, wie tief der Brunnen war.

Ob Manolito, der so erstaunlich viel wußte ihm darauf auch eine Antwort hätte geben können?

Kay Olsen fand es dumm von sich, daß er nicht danach gefragt hatte.

Der Privatforscher ließ das Seil durch seine Hände gleiten und hielt es sachgemäß um das eine Bein gewickelt. Er kam gut und sicher nach unten, und es ging verhältnismäßig schnell.

Er blickte nach oben und glaubte noch ein winziges Loch zu erkennen, das sich verschwommen gegen den finsteren Himmel jener Welt unter der Erde abhob. Es gab keine Sterne, und doch herrschte dort eine Art Schummerlicht, das Olsen sich nicht erklären konnte und das von irgendwoher kommen mußte.

War er schon hundert Meter in die Tiefe geglitten? Zweihundert – oder dreihundert?

Er hätte es nicht zu sagen vermocht.

Ssssttt… machte es da. Ein Schrei entrann seiner Kehle!

Das Seil! O mein Gott!

„Das Seil!!… Manolitooo… es ist zu Endeee!“

*

Olsen stürzte. Sein Fall erfolgte rasend schnell.

Dunkelheit…

Er überschlug sich und suchte verzweifelt nach einem Halt. Olsen fühlte nichts. Keinen Vorsprung, kein Mauerwerk. Endlos war der Fall, wie in einem Traum. Endlos der Sturz ins Ungewisse.

Panik.

Aus! So also würde er enden. Zerschmettern am Boden eines unendlich tiefen Brunnens. Er würde zugrunde gehen wie die armen Opfer. Und Manolito hatte es gewußt – und seine Dummheit ausgenutzt!

Er hätte sich ohrfeigen können, während er schrie und seine Schreie als schauriges Echo wiederkehrten.

Er selbst hatte das alles provoziert, hatte die Gefahr instinktiv gespürt und mit dem Gedanken gespielt, die Exkursion abzubrechen. Aber sein Stolz, sein Ehrgeiz hatten es nicht zugelassen!

Rauschen, Brüllen, ein fremdartiges Geräusch, das wie Fauchen klang. Alles mischte sich. Olsen glaubte in einer Röhre gefangen zu sein und wie ein Rohrpostbrief hindurchgejagt zu werden.

Nachtschwarze Finsternis… Endloser, kalter Weltraum… sternenlos… durch den er fiel… nein, schwebte… Plötzlich war es kein Fall mehr.

Olsen griff um sich.

Da war etwas, und er konnte es nicht fassen, daß er das Seil spürte, das locker baumelte.

Etwas Ungeheuerliches war passiert.

Hier, im Innern des Brunnens, schienen die physikalischen Gesetze aufgehoben zu sein.

Er hatte sich um seine eigene Achse gedreht, ohne es zu merken – und er stürzte nun in die entgegengesetzte Richtung zurück. Oben und unten gab es hier ebensowenig wie im Weltall…

Olsen fühlte das Seil und hielt sich daran. Er merkte, daß er seine Muskeln wieder benutzen konnte, daß er nach oben strebte und sich mit den Füßen an der feuchten Brunnenwand abstützen konnte.

Meter für Meter ging es aufwärts. Langsam, aber stetig.

Ein Glücksgefühl durchrieselte seinen Körper. Kay Olsen hatte eine Erfahrung gemacht. Dieser Brunnen hatte kein Ende – die Mädchen waren überhaupt nicht in die Tiefe gestürzt worden! Ein symbolischer

Akt! Sie waren wieder zurückgekehrt wie er – und er hatte es nur nicht bemerkt, weil er nach der sinnlosen Schlägerei halb besinnungslos gewesen war.

So war es zu allen Zeiten gewesen. Es hatte mit den sogenannten Totenbrunnen, wie sie irrtümlich bezeichnet wurden, seine besondere Bewandtnis. Tote hatte es nie gegeben! Die alten Azketen und Mayas, deren Herkunft er auf die sagenhafte Insel Atlantis zurückführte, verfügten über ein größeres und umfassenderes Wissen als die Forscher der Neuzeit.

Das Gravitationsfeld wurde hier in den Brunnen einfach aufgehoben.

Was für eine Entdeckung!

Wie wurde dieser außergewöhnliche Vorgang bewerkstelligt? Welcher Kräfte bediente sich das alte Volk?

Spielte die Technik eine Rolle – oder die Magie?

Was für eine Aufgabe hatten dabei die geheimnisvollen Götter? Hatten sie den alten Völkern die Kenntnisse vermittelt – oder waren diese Götter in Wirklichkeit Besucher von anderen Sternen gewesen, wie ein Schweizer Autor dies in sensationellen Berichten mitteilte?

Vielleicht spielte das alles eine Rolle, und die Tatsache, daß ihm solche Gedanken durch den Kopf gingen, bewies, daß die Menschen von ihrer Welt und ihrer Herkunft weniger wußten, als sie annahmen.

Diffuses Licht breitete sich wie eine Kuppel über ihm aus.

Noch zwei oder drei Meter, dann erreichte er den Brunnenrand.

Was für ein Erlebnis, was für eine Erfahrung!

Er nahm den scharfkantigen Rand des Brunnens wahr, auch den seltsamen Himmel, der anders war wie der über dem Mayadorf.

Ohne besondere Schwierigkeit zog er sich in die Höhe, starrte über den Brunnenrand – und was er sah, ließ sein Herz sich zusammenkrampfen.

Aber im gleichen Augenblick, als er es erkannte und über den Brunnenrand kroch, war er auch schon kein Mensch mehr.

Der Fluch des Schrecklichen erfüllte sich.

*

„Noch ein paar Schritte“, sagte Evita zu Macabros. „Dann werden Sie alles sehen!“

Die Hügel waren hoch, und man konnte nicht über sie hinwegsehen. Man mußte um sie herumgehen.

Der Weg, den sie zurückgelegt hatten, war lang. Macabros hätte ihn in einem Bruchteil der Zeit zurücklegen können, wenn er seinen Körper durch reine Gedankenkraft an den Ort versetzt hätte, den Evita ihm so genau beschrieb.

Aber er hatte es nicht getan, der jungen Frau zuliebe. Sie hätte angefangen, an seinem guten Willen und seiner Offenheit zu zweifeln, wenn er sie in ihrer Situation mit seinen Gaben konfrontiert hätte.

Er mußte sich die Zeit nehmen und sie als Mensch begleiten, denn sie wußte nichts von seiner wirklichen Gestalt, daß er als Macabros nur ein Schatten seines wirklichen Körpers war, der viele hundert Meilen entfernt in tiefer Bewußtlosigkeit lag.

Sie kamen aus dem Schatten des Hügels. Und dann lag die Ruinenstätte und das zerfallene Gemäuer, das ehemals ein Wall gewesen war vor ihnen. Und sie sahen noch mehr.

Nur eine Steinwurfweite von ihnen entfernt ragte aus dem zerklüfteten Boden ein uralter Brunnen. Daneben stieg ein nachtschwarzer, knorriger Baum in die Höhe, an dem kein Blatt, keine Knospe zu sehen war. Auf dem Baum hockte ein riesiger, geierartiger Vogel, dessen Gefieder ebenfalls pechschwarz war.

Der Vogel reckte seinen Hals, und unwillkürlich krallte Evita ihre Finger, in Macabros' Oberarm.

Doch das riesige, unheimliche Tier blickte nicht zu ihnen hinüber. Es starrte herab auf den Brunnen, von dem sich eine Gestalt löste.

„Der Schreckliche“, stöhnte die junge Journalisten aus Mexico City.

Das Wesen, das aus dem Brunnen kroch, war halb Mensch halb Echse. Eine Seite seines Schädels war mit einem breiten, schräg sitzenden Maul und hohen, schräg liegenden Augen versehen. Ein hoher, steifer Kamm begann in Nasenhöhe und lief bis über den Kopf tief in den Nacken hinein. Die menschliche Gesichtshälfte war weiß, blutleer, als ob ein lebender Toter aus der Tiefe seines Grabes krieche. Die andere Gesichtshälfte war grün und schuppig, und die Hand an dieser Körperhälfte war keine Hand mehr, sondern eine breite, mit Schwimmhäuten versehene Schuppenpranke, an der drei dicke, große Hornkrallen sich befanden.

Das Geschöpf verharrte eine Weile auf dem Brunnenrand und ließ den Blick in die Umgebung schweifen als müsse es sich über diese Welt erst informieren.

In seiner Blickrichtung lag das große Eingangstor in die Ruinenstadt. Das Tor war nicht geschlossen. Es hing schräg in den Scharnieren, als hätte ein Titan es mit grober Hand eingedrückt.

Hinter dem Tor begann ein öder Hof, in dem schwarze, knorrige Baumstämme standen, die aussahen, als wäre ein Feuersturm über sie hinweggebraust.

Beklemmung und Unheil lagen über dem Ort, und Evita lehnte sich unwillkürlich dichter an ihren Begleiter.

Macabros und die junge Mexikanerin redeten kein Wort miteinander, sie ließen die Bilder auf sich wirken.

Der Schreckliche mit dem halben Echsenkopf löste sich vom

Brunnen und näherte sich mit watschelndem Gang dem offen stehenden Tor.

Im Hof der mysteriösen Stätte bewegten sich Schatten.

Macabros starrte mit brennenden Augen hinüber.

Dann sah er eine Gestalt, die sich aus dem Schatten eines quadratischen Bauwerks löste, vor dem winzige Fensterlöcher gähnten.

Ein weiterer Dämon! Er glich im Aussehen genau dem, der vom Brunnen gekommen war. Und von der Seite her näherte sich ein Dritter.

„Drei?“ wunderte Evita sich. „Es waren immer nur zwei. Der eine davon – man sieht keinen Unterschied mehr – ist Juan.“ Ihre Stimme klang belegt.

„Offenbar wurden wir gerade Zeuge, wie einer dazu gekommen ist, einer, der vielleicht das gleiche wollte wie Ihr Freund und Kollege, Evita. Einer, der nicht wußte, was ihn erwartete, und der dem Bann des Schrecklichen ebenfalls zum Opfer fiel.“

Sie nickte. „Es ist der Brunnen – er läßt die Männer zu Dämonen werden.“

Bewegung hinter den schattigen Fensterlöchern…

Ein bleiches, erschrecktes Gesicht, das sich schnell abwandte, als es den Neuankömmling bemerkte, der den Hof betrat.

„In den Ruinengebäuden sind die Mädchen“, wisperte Evita. „Sie können sich frei bewegen. Sie müssen mit dem Anblick der Schrecklichen leben und die unmenschliche Umgebung ertragen. Sie sind Sklavinnen. Wenn der Schreckliche es befiehlt, müssen sie tanzen singen und fröhlich sein. Wer nach draußen läuft, kann das tun – aber die Chance, daß man eine bessere Welt findet oder ein Tor nach draußen – die gibt es nicht. Hier draußen lauert überall der Tod. In Gestalt der Totenvögel oder der Erdwürmer, die… oh, mein Gott, Björn, das ist einer!“

Er folgte ihrem Blick.

In unmittelbarer Nähe des uralten Brunnens schlängelte sich ein erdfarbenes Etwas zwischen dem Hügel dahin. Es hatte die Form eines Wurms, eines ins Riesenhafte vergrößerten Borstenwurms, der schnell und wendig durch die Landschaft kroch. Das Wesen war mindestens hundert Meter lang, und ein hartes Rascheln erfüllte die Luft, als es jetzt auf der Bildfläche erschien. Der Kopf des Erdwurms erinnerte an einen Werwolf. Er riß das Maul auf, als ob er gähne, und der rote, tiefe Rachen und die Fangzähne waren deutlich zu sehen. Dieses unheimliche Tier konnte einen ausgewachsenen Menschen am Stück verschlingen.

Die Nüstern des Erdwurms bewegten sich; er hob den Kopf; seine Raubtieraugen flackerten.

Macabros merkte, daß Evitas Körper sich spannte. Sie wollte etwas sagen, aber kein Wort kam über ihre Lippen.

Für einen Moment schien es, als ob das Unwesen auf sie aufmerksam würde, als ob es ihre Witterung aufgenommen hätte, doch dann setzte es unbeirrt seinen Weg fort. Raschelnd und zuckend verschwand es zwischen den Hügeln.

Macabros, der dieses unheimliche Gebiet Milachoot zum ersten Mal kennenlernte, konnte sich gut vorstellen, daß die jungen hübschen Gefangenen des Schrecklichen ihr grausames Schicksal in der öden Ruinenstadt ertrugen um nicht ein Opfer der furchtbaren Wesen zu werden, die die öde Mondlandschaft bevölkerten.

„Bleiben Sie hier“, raunte Macabros seiner Begleiterin zu. „Ich will mir das da vorn mal näher ansehen.“

Evita krallte sich in seinen Arm. „Ich habe Angst. Bleiben Sie hier!“

„Ich bin in Ihrer Nähe. Und seien Sie versichert, Evita: es kann mir nichts geschehen. Sollte sich Ihnen eine Gefahr nähern, werde ich sofort bei Ihnen sein. Das verspreche ich Ihnen.“

Macabros sah, wie der neu hinzugekommene Dritte im Bund von den beiden anderen begrüßt wurde, wie sich die schwimmhautbewachsenen Pranken berührten und dumpf klingende Worte miteinander gesprochen wurden.

Geduckt lief Hellmarks Zweitkörper zwischen den Hügeln entlang, Macabros erreichte das zerfallene Gemäuer. Er war jetzt unmittelbar vor dem Tor des Ruinengeländes. Schwefliger Gestank schlug ihm entgegen.

Hier, aus allernächster Nähe, vernahm er die seltsamen, unheimlich klingenden Laute, die die drei Schrecklichen miteinander wechselten. Aus nächster Nähe sah er jetzt mehr als von drüben.

In den zerfallenen Bauwerken, deren Inneres an einen Stall erinnerte, wie Evita berichtet hatte, hielten sich viele Mädchen auf. Immer wieder erblickte Macabros ein Gesicht. Einmal sah er auch eine geduckt gehende Gestalt, die weiter hinten in dem düsteren Ruinendorf den Weg zwischen zwei zerfallenen Bauwerken passierte und in einer kleineren Ruine verschwand. Diese Ruine hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem eckigen Turm.

Das junge Mädchen warf einmal einen kurzen Blick zu der Gruppe der drei schrecklichen Dämonen hinüber. Macabros blickte in ein junges Gesicht, das der Wahnsinn gekennzeichnet hatte.

Die hierher kamen, konnten nicht mehr lange bei Verstand bleiben. Was sie zu sehen bekamen, war ein nicht enden wollender Alptraum, aus dem keine der Unglücklichen mehr aufwachte.

Und von Zeit zu Zeit kam Nachschub, weil der Schreckliche – oder die Schrecklichen – neue Gesichter sehen wollten, weil sie sich daran erfreuten, wie auch sie über kurz oder lang vom Irrsinn zerstört

wurden.

Macabros ballte die Hände zu Fäusten und warf einen Blick zurück. Evita hielt sich noch neben dem Hügel auf, und nichts war in ihrer Nähe, was sie in diesem Moment bedroht hätte.

Es mußte etwas geschehen, um die armseligen, gefangenen und hilflosen Geschöpfe zu retten.

Macabros tastete nach dem Schwert an seiner Seite und zog es langsam heraus. Es war das >Schwert des Toten Gottes<. Mit dieser Waffe ließen sich Dämonen besiegen.

Wenn der schreckliche Herrscher dieser Stätte nicht mehr existierte, dann waren die Mädchen frei, dann mußte man nach einer Möglichkeit suchen, sie dorthin zurückzubringen, woher sie gekommen waren. Der Schreckliche hatte sich hier breitgemacht. Er gehörte nicht hierher. Er hatte ein Paradies vorgefunden und einen Vorhof der Hölle daraus gemacht.

Noch ehe aber Macabros auf der Bildfläche auftauchte, geschah etwas Merkwürdiges.

„Hoooohhh!“ hallte ein dumpfer Schrei durch die Luft.

Die Schrecklichen warfen die Köpfe herum. Auch Macabros.

Was er sah, konnte er nicht glauben.

An der anderen Seite des zerfallenen Gemäuers – oben drauf – stand ein Mensch. Er hatte einen breiten, muskulösen Oberkörper, und sein Kopf war ein Totenschädel, in dem die Augen furchtbar glühten.

Diese Gestalt war niemand anders als – Rani Mahay. Und der Inder trug die Dämonenmaske!

*

Menschliche Augen sahen darin einen Totenschädel. Was ein Dämon darin sah, würde wohl ewig ein Geheimnis bleiben.

Dämonenaugen konnten den Anblick der Maske nicht ertragen, denn sie war aus der Haut eines abtrünnigen Dämons gefertigt.

Der größere der drei Schrecklichen warf die Arme in die Höhe. Aus seinem Körper quollen schwefelgelbe und giftgrüne Rauchwolken und hüllten ihn völlig ein. Furchtbare, unmenschliche Schreie und kleine dumpfe Explosionen hallten durch die Luft.

Der zweite Dämon drehte sich um seine eigene Achse, schlug die Hände vors Gesicht, und ein Zittern und Zucken lief durch seinen Körper, ehe auch er sich in eine stinkende Wolke hüllte.

Der dritte, der zuletzt hinzugekommen war, warf sich herum. Er hatte die Maske nicht direkt angesehen, hatte nur die schauerliche Wirkung auf dem ersten der Dämonen registriert und handelte, ohne sich zu besinnen.

Er jagte auf das Tor zu, an Macabros vorüber. Macabros war durch

das unerwartete Eintreten der Ereignisse und den durchschlagenden Erfolg Rani Mahays so in Bann gezogen, daß ihm in diesem Moment tausend andere Dinge durch den Kopf gingen und er gar nicht damit rechnete, daß einer noch entkommen könnte.

Fünf Sekunden stand Macabros wie erstarrt, und diese Zeit verschaffte dem Fliehenden einen beachtlichen Vorsprung.

Als Macabros sich endlich herumwarf, hatte der andere schon den uralten, halbzerfallenen Brunnen fast erreicht.

Da erst stürzte Macabros nach.

In langen Sätzen jagte er über den steinigen Untergrund und flog förmlich auf den Schrecklichen zu, der in diesem Moment auf den Brunnenrand sprang und sich einfach in die Tiefe stürzte.

Da war Macabros heran. Er zögerte ebenfalls nicht. Wie ein Schwimmer, der sich ins Wasser stürzte, hechtete er in den schwarzgähnenden Brunnen.

Die junge Mexikanerin, die alles mit ansah, gab einen wilden Schrei von sich.

„Neeiiiin!“ brüllte sie. „Sie werden – wie er!“

Doch es war schon zu spät. Macabros war verschwunden!

*

Dunkelheit… Kein Geräusch… Eine andere dumpfe und stumpfe Welt…

Er fiel nicht, er schwebte und begriff, daß er den Schrecklichen, der Bruchteile von Sekunden von ihm in die Tiefe stürzte, nie würde einholen können.

Der Brunnen war das Tor zum Reich des Schlangengottes, und tausend Stimmungen, tausend Gefühle ergriffen ihn. Und dann war da eine Stimme, die ihn direkt ansprach. Er vernahm die Worte nicht über das Gehör. Sie waren einfach in ihm, in seinem Bewußtsein.

„… es wird dir nicht gelingen, mein Reich zu zerstören. Alle, die mich verehrten, hatten ihren Vorteil davon – und all diese werden gegen dich sein. Ich bin so alt wie das Universum. Priester und Magier auf Atlantis haben mich gerufen, und ich bin gekommen.

Als Atlantis in den Fluten versank, überlebten die Mächtigen und Wissenden und suchten nach einer neuen Bleibe, einer neuen Welt. Sie hielten die alten Rituale bei, um meine Gunst nicht zu verlieren.

Nur wenn ich fröhlich bin, wenn ich mich an der Angst und dem Grauen und der Verzweiflung der armseligen Menschen erfreuen kann, bin ich glücklich. Sie nennen mich ihren Schlangengott. Die mich lieben und verehren, haben allezeit ihren Vorteil davon. Meine Welt liegt jenseits der Dimension, in der du zu Hause bist. Sie kann überall sein und nirgends. Viele Menschen haben sie schon gesehen. Die zu

mir kamen, blieben.

Sie mußten bleiben, denn man hatte sie mir geschenkt. Freiwillig.

In dieser Stunde entscheidet sich das Schicksal Xantilons. Und ich bin mit meiner Welt dorthin gekommen, um zu beweisen, daß ich auch hier jetzt sein kann, denn die alten Götter haben ihre Macht verloren. Doch du – du bist gefährlich, und deshalb werde ich mich zurückziehen. Du bestehst nicht aus Fleisch und Blut, ich kann dich nicht zu einem Teil von mir selbst machen.

Ich bin der Schlangengott, ich bin ewig. Wir haben uns das erste Mal getroffen, aber nicht das letzte Mal. Ich bin sicher, daß unsere Wege sich noch mal kreuzen werden. Dann aber wirst du bei mir bleiben, denn ich werde deinen wahren Körper mein eigen nennen…“

Höllisches Gelächter erfolgte.

Ein Ruck ging durch Macabros’ Körper.

Es ging nicht mehr abwärts.

Der Brunnen nahm seinen Ätherkörper nicht auf. Der Schlund spie ihn aus wie ein Tier einen Bissen wegwirft, der ihm nicht schmeckt.

*

Er war wieder auf Xantilon, als er federnd auf die Beine kam.

Aber wie hatte sich die Umgebung verändert!

Die Ruinenstadt und die bizarren Hügel waren verschwunden! Der knorrige Baum, auf dem der riesige, geierartige Vogel gesessen hatte, war nicht mehr vorhanden. Die Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete, war sanft und hügelig und erinnerte an eine südamerikanische Steppe.

Macabros drehte sich um seine eigene Achse. Der Hügel, an dem Evita lehnte, war weg. Der Brunnen, aus dem er eben hervorgestoßen wurde, war verschwunden…

Alles nur eine Fata Morgana?!

Er starrte nach vorn. Ein Mann kam auf ihn zu. Er hielt etwas in der Hand – die unscheinbare Dämonenmaske, der man ihre Kraft nicht ansah…

„Rani!“ murmelte Macabros.

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Mannes auf Bhutan. Schweigend standen sie sich eine halbe Minute lang gegenüber, dann fielen sie sich in die Arme.

„Ich wußte, daß unsere Wege sich nochmal kreuzen würden, Björn“, sagte Rani, der nicht ahnte, daß es nur Hellmarks Zweitkörper war, der hier wirkte. „Ich habe es geahnt.“

Dann berichtete er von Danea, seiner blonden Begleiterin, die rund hundert Meter von der Grenze der ehemaligen Ruinenstätte entfernt in einer grasumwachsenen Mulde hockte. Rani erzählte von seinem

Irrweg durch die fremde, gefährliche Welt und davon, wie er die Ruinenstätte fand.

„Bei unserer Ankunft stießen wir auf das merkwürdige, zerfallene Dorf, und ich sah, wie eine Gruppe junger Mädchen von einem der komischen Burschen geführt und in die zerfallenen Bauwerke gebracht wurde. Ich hörte ihr Weinen und Schluchzen, das schließlich verebbte. Mir wurde schnell klar, was für ein Dämonennest das hier ist – und woher die jungen Mädchen kamen. Aus unserer Welt. Björn! Das bedeutete: wenn es gelang, die Unheimlichen zu beseitigen, könnten die Entführten und ich dorthin zurückkehren, wohin wir eigentlich gehören."

Macabros schüttelte den Kopf. „Das ist ein Trugschluß, Rani. Der Weg nach dort ist uns versperrt. Er dient nur den Opfern. Und der Weg ist eine Einbahnstraße. Außer: man wäre wie der Schlangengott. Er kann hin und zurück, und die Männer, die versuchten, dem Grauen Einhalt zu gebieten, wurden wie er. Derjenige, den ich verfolgte, scheint wieder auf der anderen Seite angekommen zu sein. Was aus ihm wird, ob ihm noch eine Aufgabe bleibt, weiß ich nicht. Aber im Moment sind diese Dinge für uns auch nicht wichtig. Wir müssen mit den Problemen, die sich uns unmittelbar stellen, fertig werden. Die Stadt des Schrecklichen ist verschwunden, wie er und sein Helfer und leider auch die Mädchen verschwunden sind."

Rani nickte. „Er hat sie mitgenommen. Alles löste sich auf wie eine Fata Morgana, und die Landschaft zeigte sich wieder so, wie sie offenbar früher mal gewesen ist. Sanft und verspielt. Ein fruchtbares Tal in der Nähe des Moores, das noch eine Tagesreise von uns entfernt liegt. Alles, was im unmittelbaren Einflußbereich der Ruinenstätte lag, verschwand."

„Im Einflußbereich der Ruinen und des Walls. Alles, was dahinter lag, verschwand", sinnierte Macabros, und dann begann er zu laufen, und es zeigte sich, daß er wieder mal richtig gedacht hatte. An der Stelle, wo der große Hügel sich befunden hatte, wo Evita zurückgeblieben war, gab es nun einen sanften, mit hohem Gras bewachsenen Hügel. Und dort fand er die Mexikanerin. Sie hatte vor Angst die Besinnung verloren. Macabros hob sie auf und trug sie zu der Stelle zurück, wo Danea sich versteckt gehalten hatte, und die blonde Xantilon-Frau kümmerte sich um Evita.

*

„Kaphoon! Kaphoon!" hörte er die ängstliche, verzweifelte Stimme wie durch eine Wattewand.

Hellmark wandte den Kopf. Er wollte die Augen aufschlagen, doch seine Lider waren schwer wie Blei.

Das Rauschen und Schlagen… das Schlingern… das alles registrierte er. Und die Schreie. Frauen und Kinder schrien.

„Das Schiff, Kaphoon…, wir sind in einen furchtbaren Sturm geraten… das Schiff ist steuerlos. Wir werden sinken!“

Das war Hasards Stimme.

Verdammt, was war nur los mit ihm?

Hellmark hatte das Gefühl, ganz weit weg zu sein. Warum schrie ihn Hasard nur an? Was für eine Bedeutung hatten die Geräusche?

Ein sinkendes Schiff? Ein Sturm?

Da brach die Erkenntnis wie eine Flut in sein Bewußtsein.

Plötzlich wußte er wieder, wo er sich befand und was geschehen war. Er hatte an der Reling gestanden, hatte Macabros seinen Doppelkörper entstehen lassen, um das ferne Land Milachoot zu besuchen – und dort war er auch angekommen. Aber mit seinem Bewußtsein hatte er nichts empfangen, weil die Kräfte ihn verlassen hatten. Zuviel Energie hatte er aufbringen müssen, um seinen Zweitkörper zu versorgen.

Wasser… Schreie… Es rumpelte, es krachte, es donnerte in und außerhalb des Schiffes, das steuerlos auf den berghohen Wellen trieb, ein Spielball des Orkans.

Hellmarks Augenlider zitterten wie die Flügel eines Schmetterlings.

Er erkannte, daß man ihn in seiner Koje angebunden hatte, damit er nicht durch die Gegend flog und sich verletzte.

„Binde mich los, Hasard“, preßte er hervor.

„Was sollen wir tun, Kaphoon? Ich weiß mir keinen Rat mehr. Die Masten sind geknickt wie Streichhölzer, das Deck ist verwüstet. In ihrer Angst hat eine Gruppe Männer ein Rettungsboot klar gemacht, trotz meines Widerstandes. Zwölf Personen sind von Bord gegangen, Kaphoon. Männer, Frauen und Kinder. Sie alle waren verzweifelt. Ich konnte sie nicht zurückhalten. Sie sind tot! Das Rettungsboot wurde wie ein Stein gegen den Schiffsrumpf geschleudert und zerbrach wie eine schwache Kiste. Die Menschen wurden in den Strudel gezogen und ertranken. Wir konnten ihnen nicht mehr helfen… wir alle sind verloren, Kaphoon. Die Männer, die mich zurückstießen, hatten recht. Im Endeffekt bleibt es sich egal, ob man mit einem Rettungsboot von der See verschlungen wird oder mit dem Mutterschiff untergeht.“

„Nach oben“, keuchte Björn. „Ich muß es mir ansehen!“

Es war ein Kampf, nach oben zu kommen. Er ging wie auf Eiern und wurde mehr als einmal zurückgeschleudert. Pepe, Hasard und ein weiterer junger Mann waren ihm behilflich. Hasard drückte die Klappe nach oben. Im gleichen Augenblick schwappte eine Wasserflut über ihn hinweg. Hasard verlor den Halt und taumelte. Die Klappe brach knirschend herab Hasard wurde aufgefangen.

Die Männer flogen gegen die Wandungen. Das Schiff schien sich in

dieser Sekunde um seine eigene Achse zu drehen.

Hellmark krachte mit dem Rücken gegen die Bretterwand. Das Schiff rollte.

Schreie.

„Wassereinbruch! Wir haben ein Leck!“ Die Stimme von irgendwoher überschlug sich.

Es rauschte.

Das Schiff legte sich auf die Seite.

Mitten auf See…

Sie konnten keine Hilfe erwarten. Sie waren nur auf sich selbst angewiesen.

Jetzt ging es drunter und drüber. Es knirschte und krachte im Schiff, und man hörte förmlich, wie die Wände auseinanderbrachen.

Nur Sekunden blieben ihnen.

Hellmark, dessen Bewußtsein mit Macabros verbunden war, kam auf eine verzweifelte Idee. Nur eins konnte er jetzt noch tun.

Er rief Macabros zurück. Sein Zweitkörper tauchte wie ein Geist neben ihm auf. Macabros griff nach links und nach rechts.

Er packte Pepe und eine Frau, die schreiend durch den Mittelgang gestürzt kam.

Hellmark gab seinem Zweitkörper Befehl, an jenen Ort zu verschwinden, von wo er gekommen war. Wo Macabros ankam, erreichten auch Pepe und die Frau das Ziel. Mit der telekinetischen Kraft, die frei wurde, sobald Hellmark seinen Doppelkörper steuerte, konnte er jeden beliebigen Gegenstand an jeden Ort transportieren.

Es ging hin und her.

Frauen und Kinder zuerst. In der allgemeinen Aufregung und Verwirrung, die auf dem Schiff herrschte, merkte niemand, was eigentlich im einzelnen vorging. Gefährdete Menschen, die dem sicheren Tod ausgeliefert waren, verschwanden plötzlich und erreichten trockenes, festes Land. Eine friedliche Steppe, angenehme Dämmerung, eine junge blonde Frau, die ihre Sprache sprach und ihnen alles erklärte.

Es ging Schlag auf Schlag. Hellmark schonte sich und seine Kräfte nicht. Er setzte alles auf eine Karte, dabei riskierend, daß er selbst zugrunde ging. Was er hier seinem Körper zumutete war mehr, als ein Mensch geben konnte.

Das Schiff brach in der Mitte auseinander.

Planken und Deckaufbauten und Reste von Masten wurden von der sich wild aufbäumenden See in die Luft geschleudert. Türen und Klappen rissen ab, Kojen brachen herunter.

Menschen wurden von der See verschlungen. Ihre Todesschreie wurden von den Wassermassen erstickt, die über sie herfielen und in die Tiefe drückten.

Hellmark wurde durch die Luft geschleudert. Er bekam die brüllende Wasserwelt um sich herum nur noch wie in Trance wahr.

Er klammerte sich an einen Balken.

Hellmark war fertig, ausgelaugt und hielt Macabros noch immer aufrecht. Er rettete noch einen Mann, dann kehrte er zu sich selbst zurück. Der Zweitkörper, schon schwach, wankend, nur noch ein zerfließender Schemen, die geistigen Kräfte Hellmarks ließen rapide nach.

Sein Wille bäumte sich noch mal auf. Macabros' Hand berührte seine Schulter, griff unter seinen Achseln und hielt ihn fest.

Dann folgte eine brüllende Welle. Sie riß den Balken, an dem Björn noch eben klebte, mit und drückte ihn in die tosende, aufgepeitschte Tiefe.

Am Balken aber hingen in diesem Moment weder Hellmark noch sein Zweitkörper. Sie erschienen beide Hunderte von Meilen entfernt, jenseits der von Dämonen und Geistern gehaltenen Küstenlinien.

Festen Boden unter den Füßen!

Hellmark brach zusammen. Macabros löste sich im gleichen Augenblick auf.

Rani Mahay sprang hinzu und fing den erschöpften Freund auf.

„Du hast es geschafft, Björn“, murmelte er.

„Wie viele sind es, Rani?“ fragte. Hellmark mit entkräfteter Stimme. Er mußte husten. Er hatte Wasser geschluckt.

„Genau elf.“

„Dann habe ich es nicht geschafft, Rani… dann fehlen… viele… ich habe zu langsam reagiert.“

Sieben Besatzungsmitglieder fehlten.

Hellmark machte die Runde. Er sah kaum etwas und mußte sich immer über seine verschleierten Augen wischen.

Die Menschen, denen er hatte helfen können, lagen im Gras. Erschöpft. Aber glücklich. Sie alle waren am Ende ihrer Kräfte.

Er sah in vertraute Gesichter. Diese Menschen hatten ihre ganze Hoffnung auf ihn gesetzt, und sie hatten ihn begleitet, um den Freund, den er nun durch Zufall gefunden hatte, zu suchen.

Sie waren im Lande Milachoot.

Aber sie waren nicht alle angekommen.

Vonx fehlte. Und Hasard. Und da gab es noch etwas, was er vermißte.

Yümaho, den weißen Hengst.

*

Vor Erschöpfung schliefen die meisten sofort an der Stelle ein, wo sie gerade lagen.

Auch Björn konnte sich nicht länger auf den Beinen halten.

„Wir werden uns viel zu erzählen haben, Rani…“ murmelte er schläfrig.

„Ja, aber das hat Zeit. Bis morgen.“

Die letzten Worte hörte Björn schon nicht mehr.

Rani hielt die Wache, beobachtete die Umgebung und blickte ernst – aber glücklich – in die zunehmende Dunkelheit.

Noch einmal hatten sie dem Schicksal einen Streich gespielt, noch einmal hatten sie ihn kostbare Stunden abgerungen…

Morgen dann konnte Hellmark entscheiden, wie es weiterging…

Noch eine Tagesreise bis zum Meer – noch etwa vier Tagesreisen bis zu der Stelle, an der sie bei ihrer Ankunft mit dem Zeitschiff Arsons das Schiff verlassen hatten.

Wie würde Björn sich entscheiden?

Eine Entscheidung aber mußte getroffen werden.

In fünf Tagen – so hatten die Weisen es errechnet – würde Xantilon mit Mann und Maus untergehen.

Nur eine Verschnaufpause in dem grausamen Spiel der Dämonen war ihnen gegönnt.

*

Zwei Hände streckten sich ihm entgegen, als Olsen, der nicht mehr Olsen war, auf der anderen Seite des Brunnens ankam.

„Ich habe nicht damit gerechnet, dich so schnell wiederzusehen“, sagte Manolito. Er sprach ihn nicht mehr mit >Sie< und >Señor< an. Jetzt gehörte er zum Kreis der Eingeweihten.

„Es war nicht vorgesehen“, murmelte der Mann, dessen eine Gesichtshälfte die einer schuppigen Echse war. Er berichtete von den Vorfällen, und Manolito schien das alles nicht besonders zu interessieren.

„Wichtig ist, daß du zurückgekommen bist. Das Reich des Schlangengottes wird nie untergehen. Es existiert in einer anderen Dimension, ebenso wie es durch den Mächtigen in eine andere Zeit versetzt werden kann. Du wirst in deine Welt zurückkehren. Du hast erfahren, was du erfahren wolltest – nun gehörst du zu uns. Du wirst dein Haus aufsuchen, woher du gekommen bist. Niemand wird je erfahren, was du mit dem Toten gemacht hast, sein Grab wird niemals jemand finden. Ich werde dich bis zu deinem Haus begleiten, und solange ich in deine Nähe bin, wird niemand merken, niemand sehen, wie dein Gesicht wirklich ist. In deiner Heimat aber werde ich dich verlassen, und du wirst mit deinem neuen Leben allein fertig werden müssen. Als Manolito hast du mich kennengelernt, als Vartan Konk werde ich mich in deinem Haus von dir verabschieden. Ich bin ein

Schwarzer Priester und diene dem mächtigen Molochos, der bald unser aller Herr sein wird. Auch der Schlangengott ist ein Diener des Dämonenfürsten. Sie alle haben ihre Aufgabe, wie auch du deine Aufgabe haben wirst, Kay Olsen…“

Als Manolito das sagte, erfüllte Olsen ein satanisches Gefühl des Triumphes. Ja, nun wußte er, was für eine Aufgabe auf ihn wartete!

Nach seiner Rückkehr würde er Sonja anrufen und ihr sagen, daß er seine Reise abgebrochen habe, daß er es sich anders überlegt hätte.

Sie würde kommen.

Und dann begann seine Zeit, sein wirkliches Leben. Sonja mußte für ihn tanzen und singen – und das Haus in dem er war, würde sein wie eine Festung, und daraus konnte sie nicht ausbrechen.

Er würde sie zwingen, mit einem Ungeheuer, das er nun war, zusammenzuleben. Solange, bis sie den Verstand verlor…

Und darauf freute er sich am meisten, denn er empfand mit den Gefühlen des Schlangengottes.

ENDE